Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

r. 45 — Leipzig, den 7. November — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Christlicher Optimismus — Friedrich Mykonius — Die Probejahre im Jesuitenorden: 2 — Neue Bei- ige zur Lösung der Schriftfrage: 3. Buhl, Schlatter, Luthardt — Das Haus, unser „goldnes Erbteil“ oder Saal, Kirche d Haus. Ein Mahnwort an alle Freunde des deutschen Hauses: 1 — Johanna Ambrosius — Verschiedenes: Zu dem Artikel der nservativen Korrespondenz — Anzeigen

Christlicher Optimismus

Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbriefe 5

Er aber, unser Gott und Vater und unser Herr Jesus bahne s den Weg zu euch und lasse euch wachsen und reich werden in der be zu einander und zu allen Menschen, wie auch wir darin zu euch h sind; und dadurch stärke er eure Herzen, damit sie in untadeliger ligkeit vor unserm Gott und Vater dastehen, wenn unser Herr Jesus der kommt mit allen seinen Heiligen. Amen. (1. Thess. 3, 11—13.)

Es giebt einen Pessimismus, den auch viele Christen en, ja für besonders christlich halten. Zwar sind sie in ahrheit nicht der Meinung, daß die Erde nur ein elendes mmerthal sei, wohl aber glauben sie, der Mensch sei und ibe schlecht und werde es wohl gar immer mehr. Dergleichen ht nur im allgemeinen, sondern auch von sich zu bekennen, sogar manchen für die Hauptsache am Christentum. Aber Herr hat uns sicher kein für die ganze Lebenszeit giltiges ister geben wollen, wenn er dem Pharisäer den bußfertigen llner gegenüberstellte. Wohl müssen wir immer wieder unsre nde erkennen und bekennen, aber damit dürfen wir uns nicht nügen. Wie der Zweifel nur der Weg zum Glauben, so die Sünde nur der Weg zur Gerechtigkeit. Spricht man r immer nur von uns armen, elenden, sündhaften Menschen, meinen manche, sie könnten es überhaupt nicht weiter bringen. us hat gesagt: Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer ter im Himmel vollkommen ist — und er meinte es so, sein Wort lautet; es läßt sich nichts davon abhandeln. ulus aber spricht, sowohl sonst, als an unsrer Stelle die wartung aus, daß seine Gemeinde bei der Wiederkunft Jesu untadliger Heiligkeit vor Gott dastehen würde — und auch glaubte an das, was er sagte. Wahrhaft christlich ist also lmehr der sittliche Optimismus — aber wie soll sein Ideal verwirklichen?

Einen Versuch, seiner Sünde Herr zu werden, einen An- g, sich zu heiligen, macht wohl jeder einmal, aber mancher t bald ein und strebt nicht mehr vorwärts; und wer nicht wärts kommt, der kommt zurück. So handelt es sich zu- hst darum, die Position zu behaupten, die wir einmal er- igen haben. Zwar kommen ja zunächst noch Rückfälle oder nigstens Versuchungen dazu, die uns an den ersten Anfang mühsam zurückgelegten Weges zurückzuschleudern drohen; r wer ihnen unter Anspannung aller Kräfte widersteht, der ibt schließlich doch von ihnen verschont. Der kann dann i dieser oder jener Sünde sagen: sie existirt nicht mehr für h; der kann nicht nur, der muß Gott dafür danken, wenn- ich in ganz anderm Sinne als der Pharisäer, daß er nicht hr ist, wie andre Leute, wie er selbst früher war. Aber h damit ist es noch nicht genug. Das Fundament zu einem ichtturm wird oft von der Brandung zerstört, ehe es fest- t; aber unerschütterlich ist es erst, wenn darüber der ganze u aufgeführt ist. So sind auch wir unsers Sieges über Sünde erst dann sicher, wenn wir ihn weiter verfolgen.

Aber das muß wieder in der rechten Weise geschehen. Man kann nicht das Dach aufsetzen, bevor man die untern Stockwerke aufgeführt hat; so muß auch die Heiligung von Stufe zu Stufe fortschreiten. Als den Herrn der reiche Jüngling fragte, was er thun müßte, um das ewige Leben zu ererben, da antwortete er ihm zunächst: Du weißt ja die Gebote wohl; erst dann verlangte er von ihm, er sollte alles verkaufen und ihm nachfolgen. So können auch wir uns selbst und Andre nicht eher zum Verzicht auf unser Recht bringen, als wir uns und sie gelehrt haben, sich keine widerrechtlichen Befugnisse anzumaßen. Man baut in die Luft und predigt über die Köpfe hinweg, wenn man sofort die höchsten Anforderungen für das Verhalten gegen Andre und sich selbst stellt; man wird nur dann etwas erreichen, wenn man immer erst die Vorbedingungen geschaffen hat, unter denen allein ein Fortschritt möglich ist. Denn auch Herzensreinheit ist nur dann denkbar, wenn Mund und Hand rein ist von Sünde — ebenso wie freilich umgekehrt sie nur dann rein bleiben können, wenn auch das Herz ein Tempel des heiligen Geistes geworden ist. Aber wann sollen wir dahin kommen?

Paulus erwartet die Erreichung dieses Ziels allerdings noch in diesem Leben, da er damals hoffte, mit den meisten der Gläubigen die Wiederkunft Jesu noch zu erleben. Später gab er diese Meinung auf und nahm für den Augenblick des Todes eine Vereinigung mit dem Herrn an, auf die aber das Gericht doch erst folgen sollte (2. Kor. 5). Daß wir uns in dieser Zeit weiter entwickeln, deutet er zwar nirgends an, können und müssen wir aber voraussetzen. Denn sonst bliebe allerdings jenes Ideal mindestens für die meisten eben ein bloßes Ideal, dem nachzustreben es sich schließlich doch nicht verlohnen würde. „Ja, ich möchte sagen,“ bemerkte Goethe einmal zu Eckermann, „daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein andres hoffen.“ Glauben wir deshalb an ein ewiges Leben, so brauchen wir uns auch nicht, wie selbst Lessing that, vor seiner Langweiligkeit zu fürchten; ja ein arbeitsloses ewiges Leben wäre überhaupt kein Leben; denn Leben heißt Streben.

Blicken wir jetzt noch einmal auf unsre letzte Betrachtung*) zurück, so schließt sich ein in ihr gestreifter Gedanke mit dem hier erörterten eng zusammen. Wie Paulus an eine Ausbreitung des Evangeliums unter allen Völkern glaubte, so auch an eine Durchdringung eines jeden mit seinem Geiste; ja erst durch diese Gewißheit wurde jene zur lebendigen Zuversicht. Der Herr aber hatte schon vorher beides zusammengefaßt, wenn er sagte: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete auf seinen Acker, welches das kleinste ist unter allem Samen; wenn es aber erwächst, so ist es das größeste unter dem Kohl und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen; —

*) Vgl. Nr. 42.

und das Himmelreich ist einem Sauerteig gleich, den ein Weib nahm und vermengete ihn unter drei Scheffel Mehls, bis daß es gar durchsäuert ward. C C

Friedrich Mykonius

1

Mykonius ist am Tage des ersten Märtyrers, am 26. Dezember 1490 wahrscheinlich zu Lichtenfels am Main geboren. Wer die Eltern waren, wissen wir nicht. Soviel aber scheint sicher, daß sie nicht Mykonius hießen, sondern den Namen Mecum führten, den der Reformator selber fast ausschließlich als Familiennamen gebraucht. Mykonius ist sein Gelehrtenname gewesen, dessen Bedeutung jedoch so lange dunkel bleiben wird, als die Zeitverhältnisse nicht aufgedeckt sind, unter denen er entstand. Doch auch das Wort Mecum ist wohl eine Uebersetzung irgendwelchen deutschen Namens, schon von frühern Geschlechtern ererbt, aber noch als fremdsprachlich empfunden. Wenigstens deklinirt Mykonius das Wort nie, auch wenn er lateinisch schreibt, fühlt also seinen adverbialen Ursprung. Gern spielt er mit diesem Namen, indem er ihn als „mit mir“ ins Deutsche übersetzt, so 1542:

Das Wörtlein Mecum ist ein gut Wörtlein bei Christo. Heute, sagt er, wirst du mecum im Paradiese sein. Ebenso: Wenn ich schon wanderte mitten in Todesschatten, so werde ich kein Uebel fürchten, denn du bist mecum . . .

Vielleicht hat eine derartige biblische Deutung des alten Familiennamens zu der Latinisirung Mecum geführt. Es ist nämlich höchst wahrscheinlich, daß der Vater des Reformators von den deutschen Waldensern, die ja eben in Franken Fuß gefaßt hatten, stark beeinflußt war. Dieser berichtet von der Erziehung im Elternhause, daß er habe die zehn Gebote, das Vaterunser und das Apostolikum schon als ganz kleines Kind lernen und oft beten müssen — diese Stücke des Katechismus den Kindern einzuprägen, war aber den Waldensern und Hussiten eigentümlich. Ferner durchziehen gewisse Lehren des Vaters fortgesetzt die Erinnerung des heranwachsenden Jünglings wie des Mannes: Christi Blut sei allein das Lösegeld für unsre Sünden, nur hierauf solle man sich verlassen, nicht auf den Ablaß, der nur dazu diene, deutsches Geld nach Rom zu führen. Es sind also evangelische Grundsätze, denen das Vaterhaus des Mykonius mitten im Bistum Bamberg huldigt, und ihnen verdankt er selber seinen unerschütterlichen Christusglauben.

Damit hängt offenbar zusammen, daß der Knabe Friedrich nicht an der „Pfaffengasse des heiligen römischen Reichs“ seine Bildung erhalten sollte. Er wurde in die schärfere Luft des Humanismus versetzt, und zwar bezog er, wie sich damals viele seiner Landsleute in das Erzgebirge wandten, das Lyceum der aufblühenden herzoglich sächsischen Bergstadt Annaberg 1503. Die Schule genoß einen guten Ruf, weither kamen Lehrer und Schüler, Melanchthon bezeugte selber 1552 ihre Tüchtigkeit.

Zwei Ereignisse besonders erregten bald in dem jungen Schüler religiöse Bedenken. Am Lätaresonntag 1504 sah er, wie Leibstücke der heiligen Anna, von Herzog Georg der Stadt geschenkt, feierlich eingeholt und auf dem Annenaltar zur Verehrung ausgestellt wurden. 1508 aber kniete er vor dem Stadtthor unter seinen Schulgesellen, um den „Prediger-Mönch, Johannes Tetzel genannt, den großen Clamant, Commissarium und Ablaß-Prediger“ zu empfangen. Und wie wurde der empfangen.

Man trug die Bulla auf einem sammet oder gülden Tuch daher, und giengen alle Priester, Mönch, der Rath, Schulmeister, Schüler, Mann, Weib, Jungfrauen und Kinder mit Fahnen und Kerzen, mit Gesang und Procession entgegen. Da läutet man alle Glocken, schlug alle Orgel, beleitet ihn in die Kirche, richtet ein roth Kreuz mitten in der Kirchen auf, do hängt man des Papsts Panier an u. s. w. und in Summa: man hätte nicht wohl GOtt selbst schöner empfahn und halten können.

Für alle, die Interesse daran haben, den schamlosen Ablaßhandel des sechzehnten Jahrhunderts zu beschönigen, ist nun freilich Mykonius ein sehr unbequemer Zeuge, wenn er in seiner Historia Reformationis von Tetzel erzählt:

Unglaublich ist, was dieser ungelehrt und unverschämt Mönch durft fürgeben. Er sagt, wenn einer*) . . . und legt nur Geld ins Papsts Ablaß-Kasten, so hätte doch der Papst diese Gewalt im Himmel und auf Erden, daß ers vergeben könnt, und wenn ers vergebe, so müste es GOtt auch vergeben. Item, wenn sie flugs einlegten und Gnad und Ablaß löseten, so würden alle Berge um S. Annaberg eitel gediegen Silber werden. Item, so bald nur der Groschen im Becken klüng, führ die Seele, für die man einlegt, von Stund auf gen Himmel.

Die Annahme, daß Mykonius bei der Niederschrift dieser Tetzelsprüche, durch die Erinnerung getäuscht, irrige Zusätze gemacht habe, ist unhaltbar. Denn er sagt:

Ich hörte ihm so aufmerksam zu, daß ich nachmals andern ganze Predigten wiedererzählen konnte, wobei ich seine Geberden und seinen Vortrag nachahmte, und zwar nicht zum Scherz, sondern in allem Ernst. Denn ich hielt das für lauter göttliche Orakel und glaubte, daß alles, was uns der Papst schicke, von Christo selbst komme.

Dem „großen Clamant“ gelang es also völlig, alles, was ein frommer Vater von der Erlösung aus Gnade gelehrt hatte, im Sohne zum Wanken zu bringen. Der Jüngling war fest überzeugt, daß der Spruch des Papstes allein ihm das Verdienst Christi zugänglich mache. So war seine Freude groß, als er eines Tags an den Straßenecken einen Anschlag fand des Inhalts, daß die Ablaßbriefe künftig billiger gegeben werden sollten, „und am Ende nach einem Zwischenraum war zugefügt: Den Armen sollen sie umsonst gereicht werden um Gottes willen.“ Denn das Einzige, was ihn an der Sache irre gemacht hatte, war gewesen, daß man für den Spruch des Papstes, der den Himmel öffne, Geld zahlen sollte. So wandert er denn am 8. oder 9. Juli 1510 gegen Abend nach der Herberge Tetzels. Er bittet die Priester, die er im Vorzimmer findet, lateinisch um einen geschenkten Ablaßzettel. Die wundern sich seiner guten Sprachkenntnisse und empfehlen ihn dem Kommissar. Tetzel aber läßt sagen, er müsse doch erst die „hilfreiche Hand bieten“ — das war der Kunstausdruck für die Geldleistung. Mykonius beruft sich auf die Klausel: Pauperibus gratis — vergeblich. Da fordern die Priester, von einem Groschen herabgehend nur sechs Pfennige, und wollen sie gar für ihn zahlen. Jetzt erwacht sein Stolz: so viel könne er allenfalls durch Verkauf eines Buches selber beschaffen, aber er verlange den Zettel umsonst, oder sie würden sein Seelenheil vor Gott zu verantworten haben. Die Priester bitten Tetzeln von neuem, denn sie fürchten einen öffentlichen Skandal. Aber dieser forscht nur, wer den Schüler abgeschickt und abgerichtet habe, und als er erfährt, jener sei aus freien Stücken gekommen, entläßt er ihn ungehört, „sonst würden wir von der ganzen Menge der Schüler und andrer Bettler überfallen.“ — Der Jüngling ist in unbeschreiblicher Aufregung; steht er doch am Wendepunkt seines Lebens, den gerade wie bei Luther und bei so vielen seiner Zeit der Ablaßhandel herbeiführt. Bald ist er untröstlich, weil er keinen Ablaß hat, bald freut er sich seines väterlichen Glaubens, daß ein vergebender Gott im Himmel lebt. Zu Hause läuft er in seine Kammer und fällt, das Bild des Kruzifixus zwischen die Hände gepreßt, an einer Bank in die Kniee und betet, daß Gott ihm seine Sünde vergebe, daß er immer sein Vater bleibe und aus ihm mache, was er wolle. Da zieht ein tiefer Friede in seine Seele: „Ich bemerkte, daß mein ganzes Wesen verändert wurde . . ., ich wünschte, einzig und allein mit Gott zu leben, nur daß ich Ihm wohlgefallen möchte.“

Und eben dieses Bewußtsein der erhaltenen Sündenvergebung mit dem Wunsche, sich in der Gottesgemeinschaft zu festigen, reift in ihm den Entschluß, der Welt zu entsagen, ins Kloster einzutreten. Sein Rektor Andreas Weidner, ein Landsmann aus Staffelstein, bestärkt ihn in seinem Vorhaben, empfiehlt ihn den Mönchen des Annaberger Franziskanerklosters und begleitet ihn selber am 14. Juli 1510 bis an die Klosterpforte. Gewöhnlich zieht man hier Parallelen zwischen Mykonius und Luther. Und doch sind sie sich niemals so unähnlich wie gerade hier: Luthern treibt sein Sündenbewußtsein ins Kloster; als er die Gnade Gottes in sich erlebt, sprengt er die Mönchsfesseln. Mykonius hat nie in ähnlicher Weise mit seiner

*) Hier folgen Worte, die so gemein sind, daß sie an diesem Orte nicht abgedruckt werden können.

Sünde ringen müssen; er sucht im Kloster weiter nichts als die Ruhe, um mit seinem Gott, den er bereits als Vater kennt, zusammen zu leben: beim Abschied von seinem Rektor spricht r es ausdrücklich aus, daß er nun dem Herrn dienen wolle, ndem er heilig lebe und für sich und andre bete.

Sein ganzes Leben soll ein Gottesdienst werden: dieser ein Vorsatz prägt sich in einem merkwürdigen Traume aus, en er in der ersten Nacht seines Noviziats hat — ein Traum, n dem aber zugleich vorgebildet erscheint, wie Gott jenen Vorsatz später in seiner Form wenigstens ändern wird. Ihm ist, ls laufe er in einer Felseneinöde irre. Zum Tode ermattet etzt er sich endlich nieder. Da naht ein Mann, der ihn anruft, ihn aufhebt, stützt, führt, trägt, bis sie auf eine liebliche Wiese gelangen — der Mann ist der Apostel Paulus. An inem Bächlein gehts aufwärts: endlich stehen sie vor der Quelle, ie aus einem Marmorfelsen in ein Becken springt. Doch o Wunder! in dem Becken liegt dicht unter der Wasseroberfläche in Holzkreuz mit dem gekreuzigten und sterbenden Jesus. Während Mykonius anbetend niederfällt, ergreift ihn Paulus ind wirft ihn so auf Jesus, daß der Mund die Seitenwunde es Erlösers deckt und deren hellrotes Blut trinkt. In unendicher Seligkeit schwelgt seine Seele. Darauf führt ihn Paulus ine Stunde weit am Bache abwärts. Jetzt stehen sie am Rande ines grenzenlos sich dehnenden Getreidefeldes. Hier muß Mykonius mähen: es ist die Ernte Gottes. Er findet dabei einen reuen Gehilfen, einen starken Mann, der ihn anleitet und unterstützt. Bald treten von allen Seiten Schnitter herbei. Nach ielen Tagen aber fühlt er, wie seine Kraft erlahmt; da trägt hn jemand auf sein Bett, und Paulus steht wieder vor ihm, eigt ihm, wie eingefallen sein Leib, wie krank seine Brust sei, nd weist auf ein Christusbild mit den Worten: „Diesem mußt u ähnlich werden.“

Mykonius selber deutete später den Irrgang in der Felsenwüste auf seine Klosterzeit. Denn so sehr er sich abmühte, rotz Augustins Psalmenkommentar, trotz allen Scholastikern, rotz allen Vermittlungen des Beichtvaters wollte es ihm, so ange er Mönch war, nicht gelingen, den Heilsglauben in der Brust mit den Heilslehren der Kirche zu vereinigen. Auch das Studium der Schrift — er las sieben Jahre lang zu den Nahlzeiten die Bibel vor — brachte ihm kein Licht. Endlich ab er die Theologie auf, er wollte nur noch beten und beschäftigte sich sonst mit Schönschreiben, Drechseln und Holzhacken. lber der Friede seiner Seele blieb trotz allen selbstgewählten Nothelfern gestört. — Solche ringende Mönche sind wohl geignet, uns Achtung abzunötigen. Die beste religiöse Kraft des echzehnten Jahrhunderts kam aus den Klöstern wie zu den Karolingerzeiten, und in den Tagen Clugnys brachte sie die Erneuerung der Kirche. Wir Modernen haben gar keine Ahnung, velche Titanenkämpfe sich damals hinter den stillen Mauern bspielten: Mykonius ist hierin ein Typus seiner Zeit.

2

Freilich wurde er mit seiner Gewissensunruhe und seinen ragen den Obern, die lieber in behaglicher Ruhe lebten, unequem, und das mag der Grund gewesen sein für die mehrachen Versetzungen in andre Klöster. Von Annaberg scheint r Ende 1511 nach Leipzig, von da Anfang 1512 nach Weimar ekommen zu sein. Hier wurde er 1516 zum Priester geweiht nd las seine erste Messe in Gegenwart und auf Kosten der Herzöge Johann und Johann Friedrich von Sachsen. Zugleich vurde er Prediger; er war als solcher bei dem jungen Prinzen uch später noch sehr beliebt. Da erfolgt die große That uthers — noch im November 1517 liest Mykonius mit einem Bruder Johannes Voit in verborgnen Winkeln die Thesen und ndre Schriften des Wittenberger Professors; sofort bringen e evangelische Gedanken auch auf die Kanzel. Aber wie antvorten die Mönche! Es wird ihnen verboten, Luthers Bücher u lesen, sie werden mit harten Bußen belegt, endlich gebannt, Voit vom Weimarer, Mykonius vom Annaberger Kloster aus. Nun legt man sie in festen Gewahrsam: anderthalb Jahr lang arf Mykonius mit niemandem reden, keinen Brief empfangen. lls Luther 1518 im September auf der Reise nach Augsburg

in Weimar übernachtet, darf Mykonius ihn nur von weitem sehen. Und doch bleibt er standhaft, denn Luther hat ihm die Augen für die heilige Schrift geöffnet und hat ihm gezeigt, wie ein Paulus die Heilserfahrung des eignen Herzens bestätige. Um so ärger wird die Feindschaft des Ordens. Da in Weimar der Herzog Johann den Ketzer schützt, bringt man ihn gegen ausdrückliches Verbot 1519 nach Eisenach, damit er in immerwährendem Gefängnis hier lebendig begraben werde. Aber auch hierher reicht des Kurfürsten Macht: in Herzog Georgs Landen glaubt man sich sichrer. Deshalb führt man den Gefangnen über Leipzig nach Annaberg, wo er etwa von Mitte Oktober 1523 an gefangen sitzt. Er ist zum Hungertode verurteilt, nur mitleidigen Bürgern der Stadt verdankt er Speise und Trank. Wahrscheinlich ebenfalls mit ihrer Hilfe gelingt ihm im Februar 1524 die Flucht. Leider erfahren wir nichts über ihre nähern Umstände. Mykonius berichtet nur, daß ihn „der himmlische Vater von diesem pharaonischen Gefängnis, ägyptischen Kerker und rechten Hummelnest gelediget“ habe. Die Flucht hängt wahrscheinlich mit dem allgemeinen Aufruhr zusammen, den die protestantisch Gesinnten dadurch in der Stadt erregten, daß sie nicht nur für ihre Person das Fasten ablegten, sondern dessen allgemeine Aufhebung auch bei den Altgläubigen forderten. Mykonius nahm deshalb bald darauf Gelegenheit, ein Schreiben an die Annaberger Protestanten zu richten, in denen er in echt Paulinischer Weise diese Intoleranz tadelt, aber auch zu treuem Beharren auf der eignen Ueberzeugung ermahnt. Er hatte in der Annaberg gegenüberliegenden kurfürstlichen Stadt Buchholz bei dem Bergvogt Matthäus Busch Aufnahme gefunden. Da aber die Franziskaner ihm nicht weniger als vier Bannflüche nachsandten, so wurde er weiter ins kurfürstliche Gebiet hinein, nach Zwickau gebracht. Hier half er während des Osterfestes 1524 die Reformation kräftig durchführen, predigte mehrere male und beschloß, „das göttliche, ehrliche, hitzige Wesen, Regiment und Ordnung“ dieser Stadt, in der „nicht ein irdisch, sondern ein himmlisch Volk“ sei, „mit einer Feder abzukonterfeien,“ um nachzuweisen, daß die Lutherischen keine Ketzer, sondern Glieder der wahren Kirche seien. Leider ist diese Verteidigungsschrift, die für die sächsische Kirchengeschichte von der größten Bedeutung geworden wäre, ungeschrieben geblieben. Andre Ereignisse traten dazwischen. So wurde Mykonius etwa am 30. Juni bereits wieder mit zwei Pferden nach Buchholz geholt, damit er dort predige, bis der neue Pfarrer käme. An einem Sonnabend (den 2. Juli) hielt er denn auch daselbst „zwene sermone von Adam her vnd Ankvnfft der Sunde vnd was Sunde sey, auch was glaube vnd vnglaube sey, vnd sontags dornach hat er die hoffnunge vnd lybe hinaus gestrichen.“ Er hatte ungeheuern Zulauf, auch aus Annaberg pilgerten über tausend Personen trotz des Rates Verbot und Strafen zu seinen Predigten. Kein Wunder, daß die Buchholzer ihn behalten wollten; sie baten deshalb den Herzog Johann um ihn, und der Bergvogt Busch suchte unterm 8. Juli beim Kurfürsten um seine Bestätigung nach. Aber zu gleicher Zeit verlangte Zwickau seine Rückkehr, und Rat, Gemeinde, Dekan, Stift und Amt von Gotha hatten sich ebenfalls seinetwegen beim Herzog verwendet. Dieser hatte längst die Bedeutung des Mannes erkannt und stellte ihn in den weitesten Wirkungskreis hinein: er schickte ihn nach Gotha.

3

Als er am 15. August 1524 hier das Amt eines Pfarrers und Superattendenten antrat, erkannte er, daß er am Rande des Erntefeldes in seinem Traum von 1510 stehe. Arbeit gabs vollauf. Die Stadt war durch die eigennützige Regierung der Patrizier verarmt, durch die Mißwirtschaft und das gewissenlose Leben der Kleriker entsittlicht. Kurz vorher — Pfingsten 1524 — hatte sich die Bürgerschaft gegen Rat und Geistlichkeit aufrührerisch erhoben und besonders gegen die Domherren ein „Pfaffenstürmen“ veranstaltet. Noch gährte es überall. Mykonius aber bewies so viel Besonnenheit und Willenskraft, daß er die schwierigen Verhältnisse bald beherrschte. Mit Hilfe einiger wohlgesinnten Ratsherren säuberte er die Behörden von unlautern Elementen, entzog den Klöstern die Verwaltung der

städtischen Gelder und der Stiftungen, die sie unbegreiflicherweise hatten an sich reißen können, und verwendete die sich erledigenden Klostergüter zur Gründung von Schulen und Vermehrung der geistlichen Stellen. Sein Einfluß war so groß, daß die 1524 tumultuirende Stadt im folgenden Jahre während des Bauernkrieges ganz ruhig blieb; ja es gelang ihm, Bauernhaufen, die die Burgen Gleichen bedrohten, durch seine persönliche Zwischenkunft zu zerstreuen. So konnte er ungestört die Werke des Friedens fördern. Seine zwei Schulen waren bald voller Knaben, 1534 rühmte Melanchthon in einem offiziellen Schreiben die guten Kenntnisse der Gothaer Jünglinge, denen er gern in Wittenberg Wohnung und Studienplan besorge. Freilich Schulen und Kirchen kosteten der Stadt Geld; deshalb kam es, obwohl der Kurfürst Beihilfen gewährte — auch Mykonius selber bezog ein Stipendium von ihm — bald zu Reibereien zwischen dem Superintendenten und dem Rat. Dazu erfolgten von beiden Seiten Uebergriffe, bis endlich 1529 Mykonius in scharfer Feindschaft mit dem Bürgermeister Oßwald lebte. Doch gelang es Melanchthon, der in seinen Briefen treu riet und mahnte, nach zwei Jahren, den Frieden herzustellen. Ueberhaupt war Melanchthon dem Gothaer Reformator ein guter Freund. Schon die Vorliebe für die Schulen verknüpfte beide, viel mehr aber ähnelten sie sich in einer versöhnlichen Art, die Dinge zu betrachten; theologische Fragen beurteilten sie meist ganz gleich. So stand der urbane D. Philippus Mykonius gemütlich näher als die Riesenkraft Luthers. Unter diesen beugte er sich als unter seinen Lehrer, sah er doch in ihm jenen Mann seines Traumes, der im Erntefeld vor ihm her mähte. Und doch verkehrte er auch mit ihm freundschaftlich und herzlich, besonders als er 1526 die Margerita Jäckin geheiratet hatte und nach gegenseitigen Besuchen auch die Frauen an einander Gefallen fanden. Von andern Reformatoren waren ihm Justus Menius aus Eisenach, Justus Jonas und der Süddeutsche Brenz am vertrautesten — die beiden letzten ihm innerlich verwandt, während der erste ihn gerade durch seine ihm selbst fehlende theologische Spitzfindigkeit und Kampflust anzog. Vor allem rühmt er aber den guten Frieden und die Freundschaft unter den Gothaer Amtsgenossen in Kirche und Schule.

Von 1527 an nahm er als Superattendent an den Visitationsreisen in Thüringen teil; er schreibt hierüber:

> Alle Pfarren in Thüringen hab ich neben Herr Philippo Melanchthone, Justo Menio, Christoph von der Planitz, Georgen von Wangenheim und Johann Cotta helfen visitiren und constituiren, mit großer Sorg, Müh und Arbeit, daß nun jede Pfarren ihren Lehrer und gewiedembt Einkommen hat, jede Stadt ihre Schul und was zur Kirche gehört.

Dabei bewies er rücksichtslosen Eifer gegen unfähige Prediger, gegen Wiedertäufer und Antinomisten. Doch wünschte er nicht, daß gegen die Ketzer Gewaltmaßregeln angewendet würden.

So ist es erklärlich, daß sein Ruf bald über die Grenzen Thüringens hinaus drang. 1527 begleitete er den Kurprinzen Johann Friedrich auf seiner Brautfahrt nach Jülich und predigte dabei in Braunschweig, Soest und Essen. In Düsseldorf bestand er siegreich eine Disputation mit dem Franziskaner Johann Korbach, deren Verlauf er später in Druck gab, weil der Mönch sich für unüberwunden erklärte. 1529 erbat sich Landgraf Philipp von Hessen die Anwesenheit des Mykonius zum Marburger Religionsgespräch. Er hoffte, daß der milde Mann eine Einigung zwischen Luther und Zwingli herbeiführen werde. Das gelang ihm zwar nicht. Aber als 1536 die süddeutschen Theologen Butzer, Kapito und Wolfhard den Anschluß an Luthers Abendmahlslehre suchten, da beherbergte sie Mykonius in Gotha und besprach sich mit ihnen so eingehend und gewinnend, daß sie dann in Wittenberg ohne Schwierigkeit Luthers Theorie anerkannten. — Auf vier Bundestagen der protestantischen Fürsten predigte Mykonius; 1537 beteiligte er sich am Schmalkaldner Konvent, auf dem Fürsten und Theologen die bekannten Artikel Luthers berieten; 1532 finden wir ihn auf dem Reichstage zu Nürnberg, 1539 auf dem zu Frankfurt, 1540 auf dem Religionsgespräch zu Hagenau. 1538 sandte ihn sein Kurfürst sogar nach England. Denn dort wollte König Heinrich VIII. reformiren, und Mykonius disputirte einen ganzen Sommer hindurch mit den Theologen über die Augustana. Als er aber sah, daß der König nur im dynastischen Interesse handle, kehrte er unwillig heim: „König Heintz“ ist ihm „ein rechter Lügen- und Mordteufel.“ Mehr Freude erlebte er bei einer ähnlichen Gelegenheit im Herzogtum Sachsen 1539. Hier führte Heinrich der Fromme nach seines Bruders Georg Tode die Reformation ein. Wieder war es Mykonius, der neben D. Kruziger, M. Balthasar und seinem ehemaligen Mitschüler in Annaberg, D. Pfeffinger, zu dem wichtigen Visitationsgeschäft ausersehen wurde. Zuerst predigte er in der Franziskanerkirche zu Annaberg, von deren Kanzel er fünfmal verflucht worden war. Bedeutsamer aber war seine Arbeit in Leipzig. Die Universität protestirte zwar gegen die Neuerungen, aber Mykonius disputirte zwei Tage lang im „Collegio Majori ad S. Nikolaum“ gegen ihre Thesen: „Do fiel des Pabst und des Teuffels, der ihn reitet, Kram gar in Dreck.“ Die altgläubigen Professoren mußten weichen, Mykonius besetzte nun die Lehrstühle mit Lutheranern, die erste evangelische Schrift eines Leipziger Professors erschien mit einer Vorrede von ihm. Die Leipziger wünschten ihn „zu einem wahren Meißnischen Bischof“ zu behalten und holten ihn, als er schon wieder nach Gotha heimgekehrt war, noch einmal zurück, sodaß er im ganzen dreiviertel Jahre in ihrer Stadt weilte.

Allein die rastlose und vielseitige Arbeit hatte seine von Haus aus schwächliche Gesundheit untergraben: 1540 ging sein Traum auch im letzten Teile in Erfüllung, er sank auf ein schmerzvolles Krankenlager, auf dem ihn eine Luftröhrenschwindsucht jahrelang quälte. Daß diese ihn nicht gleich tötete, rechnete er dem gewaltigen Willen und Gebet Luthers zu. Denn als er im Januar 1541 Luthern geschrieben hatte, er sei „zum Tode oder vielmehr zum Leben krank“ und müsse von ihm Abschied nehmen, da antwortete dieser in einem höchst merkwürdigen Briefe:

> So bitte ich, daß der Herr mich an deiner Stelle krank mache; ich will vor dir sterben, denn mein Leib ist ein unnützes Gehäuse, ausgedient, erschöpft ... Leb wohl, mein Friedrich, und Gott lasse es mich nicht hören, daß du abgeschieden bist und mich am Leben gelassen hast, sondern helfe, daß du mich überlebst. Das bitte ich, das will ich, und mein Wille geschehe. Amen. Denn dieser mein Wille suchet die Ehre des göttlichen Namens, sicherlich nicht meinen Genuß und Vorteil.

Und wirklich genas der Kranke langsam, wie er selber berichtet, durch das „göttliche Gebet und Befehl des lieben Mannes Gottes.“ Freilich konnte er seine Stimme nicht gebrauchen. Aber er arbeitete nun schriftlich. Mit größern Werken hervorzutreten lehnte er allerdings ab, da er berufen sei zu einer „rufenden“ Stimme. Doch registrirte er die Akten und Urkunden seiner Superintendentur, verfaßte ein „Neues Erbbuch und Kopie der Ministratur“ und fügte dem eine Art Chronik „Von Anfang und Fortgang der Reformation“ bei — eine unschätzbare Quelle für den Geschichtsschreiber des sechzehnten Jahrhunderts. An die Behörden richtete er eine kleine Mahnschrift, daß sie die Kirche mit Geld unterstützen sollten. Doch noch einmal sollte er seine Stimme zurückerhalten: 1543 legte er seinen Kollegen die Evangelien „mit Lispeln und Winken“ aus, obwohl ihm Luther dringende Schonung anriet, denn „es ist besser, daß du halbstumm lebst, als sehr laut stirbst.“ Im folgenden Jahre wollte er „gegen die Feinde Christi mucksen,“ da er nicht schreien könnte, und 1545 bestieg er gar wieder die Kanzel. Es war aber nur der letzte Aufblick der untergehenden Sonne: nach Weihnachten 1545 verstummte er völlig, er fühlte jetzt sein Ende nahen. Da schrieb er noch an Paul Eber eine Darstellung seiner Begegnung mit Tetzel und seiner Klosterzeit, schickte Luthern jenen „Beschwörungsbrief“ von 1541 zurück und teilte dem Kurfürsten seinen baldigen Tod unter väterlichen Ermahnungen mit. Als er erfuhr, daß Luther tot sei, erwartete er stündlich sein eignes Ende; aber erst am 7. April 1546 verschied er mit den Worten: „Himmlischer Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöset, getreuer Gott.“ —

So steht er vor uns nicht als ein Heros, nicht als das, was man im gewöhnlichen Leben einen großen Mann nennt, aber als das Urbild eines echten, evangelischen Christenmenschen. Unwillkürlich beugen wir uns vor seiner Bescheidenheit, seiner

Wahrhaftigkeit, seiner Pflichterfüllung und rastlosen Arbeitslust; wir bewundern in ihm das Geheimnis des Gottesmenschen, jene wunderbare Vereinigung von Willenskraft und Gemütszartheit, von Selbstbehauptung und Nachgiebigkeit, die ihre Wurzel in dem festesten und demütigsten Glauben hat. Sein Ziel ist immer nur der Himmel, und doch lebt er nüchtern ganz für seine Zeit und in seiner Zeit; von aller Schwärmerei ist er trotz der merkwürdigsten Schicksale frei — sein geschichtlicher Sinn bewahrt ihn davor. Auf der andern Seite vermeidet er das entgegengesetzte Extrem, hausbacknen Buchstabenglauben — sein weiches Gemüt verbietet ihm den. Jenes Verständnis für geschichtliches Geschehen und diese Empfindsamkeit aber zusammen genommen erzeugen eine Toleranz gegen Ketzer, die den Zeitgenossen sonst fremd, selbst einem Melanchthon zu weitherzig ist. In diesem Punkt ragt er in unser Jahrhundert herein; freilich macht er sich hier einer Inkonsequenz schuldig, da er seine Toleranz nicht aus seinem Kirchenbegriff, der noch ganz der Luthers ist, abzuleiten vermag. Möge denn das Bild dieses Reformationsvaters unter uns lebendig bleiben, auch wenn sein Leichenstein uns nicht mehr an ihn mahnt. Es stand darauf geschrieben:

Dieser Stein hier deckt des Mykonius fromme Gebeine,
Der dir zur Gnade des Herrn, Gotha, den Weg hat gezeigt,
Der dir in Reinheit der Lehr und in untadligem Wandel,
Gotha, ein Beispiel gab! Achte solch herrlichen Schmuck!

N N

Die Probejahre im Jesuitenorden

2

In ihrem Erziehungssystem folgerichtig, verschmähen die Jesuiten auch die rein materiellen Mittel nicht, um den Zweck zu erreichen, nämlich die Novizen zu tüchtigen und der Gesellschaft mit Leib und Seele ergebnen Werkzeugen auszubilden. Aller materiellen Sorgen ist der Novize gänzlich enthoben und mit dem „täglichen Brot" reichlich versehen. Auch ein verwöhnter Gaumen würde die Jesuitenkost nicht verschmähen; so kräftig und fein essen die Söhne Loyolas. Ihr Mittagtisch besteht aus vier, ihr Abendbrot aus drei Schüsseln, zu jedem Essen wird Bier oder Wein gereicht. An jedem Feiertage giebt es ein dem Range des betreffenden Heiligen entsprechend reichliches Festessen mit zwei- oder dreifachem Weine und mit vollem großherrschaftlichen Komfort. An den Allerseelen- und Begräbnistagen wird Rotwein gereicht, dessen dunkle Farbe an die Toten erinnern soll. Zum Sommeraufenthalt und den wöchentlichen Ausflügen hatten wir eine im Walde gelegne, wohleingerichtete Villa. Wir nannten einander Carissimi und wurden ebenso von den Vorgesetzten genannt und aufs liebenswürdigste behandelt. Wurde ein Novize krank, so war er der Gegenstand einer ganz besondern Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit. Diese in materieller Beziehung bequeme und feine Lebensweise der Jesuiten weckte in den Mönchen andrer Orden einen leicht erklärlichen Neid und gab Veranlassung zur Verfassung der geflügelten Reime:

Jesuita, bona vita;
Edit carnes, bibit vinum
Et non cantat matutinum.

Auf Deutsch heißt das ungefähr:

Jesuiten, feine Sitten,
Trinken Wein, essen Pasteten,
Aber singen keine Metten.

Körperliche Strafen oder einen Carcer kannten wir nicht. Für ein kleines Vergehen war nur die sogenannte Culpa üblich, ein nach der vorgeschriebnen Formel abgefaßtes Schuldenbekenntnis, das der Delinquent im Speisesaal knieend hersagte zur Buße ein Pater und Ave betete und die Erde küßte. Eine strengere Art war das Hersagen des 51. Psalms mit ausgestreckten Armen, die höchste Stufe der Strafe aber eine über dem knieenden Sünder ex cathedra verlesene Mahnung, die seine Schuld brandmarkte und ihm die Entlassung drohte. Nur selten wurde diese Strafe durch eine hinter der spanischen Wand verrichtete Geißelung verschärft. Mit diesen Strafen

wurden manchmal ganz harmlose Jugendstreiche gezüchtigt. Ich will nur ein Beispiel erzählen. Einmal in der Woche pflegten die Novizen eine kurze Flagellatio (Geißelung) im Asceterium zu verrichten. Man verhängte dabei die Fenster, löschte die Lampen aus und geißelte sich, während einer den 51. oder den 130. Psalm vorbetete. Ein lustiger Bruder, der auch sonst anstatt seines Rückens seinen Tisch oder die spanische Wand zu geißeln pflegte, ergriff einmal ein Tintenfaß und goß seinen Inhalt auf den entblößten Rücken seines sich eifrig geißelnden Nachbars. Der fromme Bruder betastete aufmerksam die nasse Stelle und schrie erschrocken auf: Blut! Blut! Man zündete das Licht an und erblickte den schwarz gefleckten Rücken des erschrocknen Märtyrers. Da mußte mancher sich die Lippen blutig beißen, um nicht die heilige Stätte und die ernste Stunde durch ein schallendes Gelächter zu entweihen. Der witzige Carissimus wurde streng bestraft. Ein gröberes Vergehen und besonders den Ungehorsam bestrafte man mit sofortiger Entlassung. Diese feierlichen Strafen, wenn sie auch die Schuldigen nicht besserten, erhielten die Zucht aufrecht und verfehlten nicht, ihre Wirkung auf die Gemeinschaft auszuüben. Also umgarnte man die Gemüter durch Angst und Freude, durch Strenge und Liebe, durch sinnliche und geistige Mittel; man umspann sie mit tausend Fäden, zog ihre Fesseln immer fester zu und hielt sie in dem feinen Gewebe der Geistesknechtschaft gefangen.

Auf mein empfindliches Herz wirkten diese Mittel mit unwiderstehlicher Kraft. In wenigen Wochen war ich der Gesellschaft Jesu mit Herz und Blut ergeben. Ich, ein schwärmerischer, leidenschaftlicher, trotziger und eigensinniger Jüngling, war ein selbstloser, listiger Mönch, ein besonnener Philosoph, ein fanatischer Pietist, ein willenloser Sklave geworden! Auch hörte ich Erzählungen, wie so mancher, der lediglich aus menschlichen Beweggründen eingetreten war, sich bekehrte und ein tüchtiger Jesuit wurde; propter esum, sagte man, hat er angefangen und propter Jesum vollbracht. Man mahnte die, die ihre Berufung bezweifelten, mit dem Spruch des Augustinus:

Si non es vocatus, fac ut voceris.
(Bist du nicht berufen, so mach, daß du berufen werdest.)

Gott, so überlegte ich oftmals,

Der in dem hingeworfenen Blocke
Die göttliche Gestalt sich dachte,*)

hat gewiß auch mich, als einen hingeworfnen Block, nur dazu in dieses Kloster eingeführt, auf daß seine Bildhauer „die göttliche Gestalt" in mich einmeißeln könnten. Der Novizenmeister tröstete mich auch und sagte: „Sei ruhig, mein Sohn, unsre Leidenschaften sind ja ἀδιάφορα — etwas Gleichgültiges — sie sind gleich einem unbändigen Roß; je feuriger es ist, desto besser, nur muß man ihm den Zaum anlegen, um es himmelwärts zu lenken. Bist du habsüchtig, so bleibe dabei, nur ändre den Gegenstand deiner Habsucht und sammle Schätze der Tugenden und der guten Werke; bist du ehrgeizig, so ringe weiter nach Ehre, aber nach der Ehre, den höchsten Platz im Himmel dir zu erkämpfen. Fühlst du eine Neigung zur Wollust, so suche sie im Gebet und im Marienkultus (!) zu veredeln, zu befriedigen. Auf diese Weise wirst du die Leidenschaft, die ein Werkzeug des Teufels ist, zum Werkzeug des heiligen Geistes machen." Ich verstand das Wort und begann den harten Kampf. Ich ging ans Werk mit jugendlicher Begeisterung, aber männlicher Zähigkeit, mit der Losung:

Heute, nur heute laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen.

Ich begann zuerst den niedrigsten Sinn, den Geschmack abzutöten, nach dem Spruch des Thomas a Kempis:

Beherrsche die Eßlust, und desto leichter wirst du andre Lüste überwinden.

In der Methode ahmte ich den Ordensheiligen nach. Bei jedem Essen nahm ich von der Schüssel immer die schlechtesten Stücke, den Wein mischte ich mit Wasser, und wenn ich recht hungrig war, so ließ ich zur Ehre der Mutter Gottes, des

---

*) Lessing, Nathan der Weise 5, 3.

heiligen Joseph oder des heiligen Schutzengels die schmackhaftesten Bissen auf dem Teller liegen. Sogar das Rauchen habe ich aufgegeben. Gleichzeitig quälte ich und bezwang auch andre Sinne. Ich geißelte mich zweimal täglich, ich trug um die Lenden die Catena, einen aus Draht geflochtenen und mit seinen spitzen Enden nach innen gekehrten handbreiten Gürtel; ins Bett legte ich mir Bretter und Steine. Die Sehlust wußte ich so zu beherrschen, daß ich mich niemals umdrehte, mochte auch ein Haus hinter mir zusammenstürzen. Neben der Abtötung der Sinne suchte ich auch meinen Willen zu bekämpfen und mir völlig abzusterben. Nicht nur im Gehen, Stehen oder Sitzen, sondern auch in der Auswahl der Lektüre und der Handarbeit, im Verkehr mit meinen Konnovizen that ich immer und wählte das Gegenteil dessen, wozu ich Lust hatte. Je niedriger ein Dienst, je schwieriger ein Befehl war, desto mehr hieß ich ihn willkommen. Ich wünschte von der ganzen Welt verkannt und verachtet zu werden, um desto sicherer Christum zu gewinnen. Ich wiederholte hundertmal des Tages „die reine Absicht“ (Intentio) und auf jeden Zettel, auf jeden Brief schrieb ich das A. M. D. G. (ad majorem Dei gloriam) oder J. M. J. Jesus, Maria, Joseph.

Es kam die Zeit der sogenannten sechs Proben. Jeder Novize mußte nämlich einige Wochen im Refektorium, in der Küche und im Krankensaal dienen und während dieser Zeit alle Befehle des die Aufsicht führenden Laienbruders pünktlich befolgen. Weiter mußte er auf einige Tage betteln gehen und eine ziemlich weite, wochenlang dauernde Reise ohne Geld- und Lebensmittel mit zwei ihm zugeteilten Reisegefährten unternehmen. Endlich mußte er die Exercitia spiritualia des heiligen Vaters Ignatius einen Monat lang verrichten. Mit Eifer und Demut bestand ich alle diese Proben. Die schwierigste ist die letztgenannte. Sie kann mit Recht der Hammer der „Gesellschaft Jesu“ genannt werden, unter dem man biegen oder brechen muß. Die „Geistlichen Uebungen“ des Ignatius von Loyola sind ein kleines Büchlein, dem bereits auf dem Tridentiner Konzil der zweite Platz in der asketischen Litteratur, also gleich hinter dem Thomas a Kempis zuerkannt wurde. Man sagt, dieses Buch habe mehr Menschen bekehrt, als es Buchstaben enthält. Es wirkt in der Tat gewaltig, wenn man seinen Inhalt mit vollem Ernst in sich aufnimmt. Vier Wochen mußten wir über ihm nachsinnen und unsre Lebensweise während dieser Zeit ganz nach den Forderungen des Verfassers einrichten. Die erste Woche ist „der Läuterungsweg“ (Via purgativa) und enthält Meditationen vom Ende des Menschen und aller Dinge, von der Sünde, vom Tode, vom Gerichte und von der Hölle. Während dieser Woche schließt man sich in einer Zelle ein, verhängt ihr Fenster mit schwarzem Tuch, verkehrt mit niemandem und verrichtet fünf Meditationen täglich, darunter eine um Mitternacht. Dabei geißelt man sich, fastet und denkt lediglich an das Heil seiner Seele. Die zweite und die dritte Woche sind der „erleuchtende Weg“ (Via illuminativa), auf dem man das Leben, Leiden und Sterben Jesu betrachtet. Die vierte Woche ist die Via unitiva, der durch Liebe vereinende Weg. Man betrachtet jetzt, ohne das Fenster zu verhängen, ohne zu fasten u. s. w., die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu, die Ausgießung des heiligen Geistes, die sich in den Geschöpfen offenbarende Liebe des Schöpfers u. s. w. Ganz eigentümlich sind die Betrachtungen des St. Ignatius „von den drei Kranken,“ „von zwei Standarten,“ „vom Reiche Christi,“ ebenso seine „Regeln von der Standesauswahl,“ „von der Unterscheidung der Geister,“ „von der Bildung seines Urteils nach dem Sinn der Kirche“ u. s. w. Während dieser Uebungen legt man auch eine Generalbeichte aller Sünden des ganzen Lebens ab. Wer diese Exercitia selbst nicht gemacht hat, der wird schwer ihre Macht verstehen. Es genügt aber zu sagen, daß, während ich sie mitmachte, mehrere Novizen bereits nach der ersten Woche erkrankten, einer sogar geisteskrank wurde und aus diesem Grunde entlassen werden mußte. Ich fühlte mich nach Verlauf dieser vier Wochen wie neugeboren, mir war so wohl zu Mute, ich empfand einen Frieden und eine Seligkeit, als ob ich mit Dante das Fegefeuer verlassen hätte, um den Himmel zu betreten:

Ich ging aus jener heilgen Flut hervor
Wie neu erzeugt, von Leid und Schwäche ferne,
Gleich neuer Pflanze in neuen Lenzes Flor,
Rein und bereit zum Flug ins Land der Sterne.*)

Mir ist damals gar nicht aufgefallen, daß der eigentliche Läuterungsprozeß, die Via purgativa der ersten Woche, ohne Christus geschah. Auch nahm ich anfangs keinen Anstoß an den unnatürlichen Grund- und Lehrsätzen des Jesuitenordens. Mit voller Ueberzeugung unterschrieb ich die Erklärung, laut deren ich auf meinen Ruf verzichtete und mich verpflichtete, es geduldig zu ertragen und niemals nach dem Namen des Angebers (Delator) zu forschen, wenn man auch falsche Anklagen gegen mich erheben sollte, wie auch meinerseits die an meinen Mitbrüdern bemerkten Fehler dem Vorgesetzten treu zu berichten. Ich verstand und billigte die Lehre, daß Vaterlandsliebe, Freundschaft und Elternliebe nur als rein geistige oder vielmehr abstrakte Begriffe geduldet werden dürfen, da ja die Vaterlandsliebe nichts andres ist als Haß gegen fremde Nationen, und die Freundschaft gegen Einzelne eine Beeinträchtigung der ganzen Gemeinschaft zur Folge hat. Ich bewunderte den heiligen Ignatius, der den Brief seiner Eltern ins Feuer warf, ohne ihn gelesen zu haben, ich bewunderte den St. Aloysius, der seine eigne Mutter weder ansehen noch ihr die Hand reichen wollte, ich bewunderte einen meiner Mitnovizen, der seinen ihn besuchenden Eltern, ohne sie zu begrüßen, sagen ließ, sie möchten ruhig nach Hause fahren. Als das vollkommenste Opfer, als ein Holocaustum seiner selbst galt für mich eine derartige Unterwerfung des Willens und der Vernunft, die jeden Befehl eines jeden Vorgesetzten gleich der heiligsten Offenbarung Gottes betrachten und prompt, pünktlich, vollständig und freudig vollziehen läßt. Für den Höhepunkt der Vollkommenheit hielt ich auch, seine eigne Individualität gänzlich zu verleugnen und zu vernichten, und strebte nach dem Ideal, ein Cadaver, ein „Stock in der Hand des Greises,“ ein geringes Rad in der riesigen Maschine der Gesellschaft Jesu zu werden. Wie ein Schwamm das ihn umgebende Wasser einsaugt, also ließ ich mich von all diesen gottlosen Lehren durchdringen. Bald fand ich auch Lob und Anerkennung bei meinen Vorgesetzten. Man hat mir den katechetischen Unterricht in den naheliegenden Dörfern anvertraut, wofür ich wiederum durch ein Diplom zum Zelator SS. Cordis Jesu ernannt wurde. Bald bekleidete ich auch das Amt des Novizenaufsehers und erhielt die Erlaubnis, das dreifache Gelübde noch vor dem Ablauf der Probejahre geheim abzulegen. Endlich wurde ich in die Filiatio Mariana (Marianische Kindschaft) aufgenommen und durfte nach der vorgeschriebnen Formel mich dem besondern Dienste der Mutter Gottes weihen und als ihr bevorzugtes Kind betrachten. „Ich nahm zu“ im Jesuitentum „über viele meinesgleichen und eiferte über die Maße um das“ jesuitische „Gesetz.“ Ich glaubte bereits den Himmel mit dem Kopfscheitel zu berühren. Aber bald habe ich einen schweren Schlag erlebt, daß mir wenigstens teilweise die Augen aufgingen:

Weh! und ich sah den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel rabgesponnen

X

Neue Beiträge zur Lösung der Schriftfrage

3

Auf der Leipziger Pastoralkonferenz dieses Jahres stand dasselbe Thema auf der Tagesordnung und wurde von Professor Buhl, dem Nachfolger von Delitzsch, in einem ganz auf der Höhe umfassender Sachkenntnis und fachmännischen Urteils stehenden Vortrag über die bleibende Bedeutung des Alten Testaments**) geistvoll und fesselnd behandelt. „Die bleibende Bedeutung des Alten Testaments für den Glauben,“ erklärt Buhl vor allem, „kann nur dadurch nachgewiesen werden, daß dieser das Wahre in der modernen Arbeit anerkennt und in seinen Dienst nimmt.“ Buhl weist darauf hin, „daß gerade die Punkte, die für die moderne Auf-

*) Dante, Das Fegefeuer, cant. 23, letzte Strophe.

**) Abgedruckt in der Allgem. Evangel.-Lutherischen Kirchenzeitung Nr. 25, 26, 27; leider nur in dieser Form veröffentlicht.

ung der israelitischen Geschichte die einschneidendste Bedeutung
ıbt haben, absolut undogmatisch sind und vor das Forum
wirklichen Glaubens gar nicht gebracht werden können."
handelt sich bei den kritischen Fragen doch meist um That-
ıen, und die wollen „nicht dogmatisch, sondern rein ge-
htlich erklärt werden" (vgl. Franks entsprechende Aeußerung
Nr.). Auch die Anhänger der traditionellen Auffassung haben
der Aufgabe einer geschichtlichen Erklärung auch nicht ent-
n; dabei zeigt sich allerdings, daß ihre Versuche „eben so ratio-
er Natur wie der kritischen Richtung, ja oft recht rationa-
ich" sind; also „handelt es sich hier nicht um eine Glaubens-
e, sondern um die Frage: welche Erklärung löst am besten
vorliegenden, nicht wegzuleugnenden Erscheinungen?" Wie
hgiltig ist es doch z. B. für die religiös-sittliche Betrachtung,
nn die religiös-sittlichen Gedanken des alten Bundes formu-
worden sind, und wie rückhaltlos werden sie wiederum von
Neuen Testamente selbst kritisirt! Und meisterhaft stellt Buhl
Recht einer doppelten Betrachtungsweise der heiligen Schrift
der natürlichen oder rein wissenschaftlichen und übernatür-
n, religiösen:

Gewiß wäre es undankbar, den Wert der modernen, rein wissen-
tlichen Untersuchungen zu unterschätzen. Sie haben unsern Blick
die menschliche Seite der Geschichte Israels geöffnet. Was Schiller
Prologe zu seinem Wallenstein sagt: „Doch euern Augen soll ihn
die Kunst, auch euern Herzen menschlich näher bringen" — diese
st hat die moderne Wissenschaft mit großem Erfolge geübt.*) Die
pheten sind nicht mehr unverstandne Wahrsager, die mit noch nicht
rnen Geschlechtern spiritistisch lautlose Gespräche führen; sie stehen
kräftige Gestalten mitten in ihrer Zeit, kämpfen für oder gegen
Zeitgenossen und teilen ihre Furcht oder ihre Hoffnung. Die
lmen bieten uns nicht mehr mechanisch diktirte Worte, sondern er-
fende Töne einer tiefreligiös bewegten Seele, deren Anfechtungen
Siege in uns Wiederhall finden. Die Gestalten der Geschichte
ıen wir vielfach besser und gerechter verstehen. Aber trotzdem sind
echt menschlichen Gestalten doch nur Personen in einem großen
ma, das Gott entworfen hat, und das er leitet. Er führt sein Volk
n dessen Willen und in fortwährendem Kampfe mit ihm zu seinem
e, während das Volk sich jedesmal von ihm entfernt, wenn es
er eignen Natur und eignen Trieben folgt — die schlagendste Be-
führung für die Wirklichkeit der Offenbarung und gegen jede natür-
Ableitung des israelitischen Gottesbewußtseins (a. a. O. Sp. 629).

Auch auf der Lutherischen Konferenz für Minden-Ravens-
wurde dieses Jahr die Schriftfrage behandelt, und zwar
Professor Schlatter.**) Er führt in seinem geistreichen
trage über Schrift, Glaube und Erfahrung u. a.
, wie der Schriftgebrauch vielfach nur durch die Furcht
tes begründet sei; man habe Respekt vor der Schrift; Gott
sie gegeben, darum ehre man sie. Damit kommen wir aber
t vorwärts. In dieser gesetzlichen Weise beruhe die Aengst-
eit der Gemeinde, das unfreie Zappeln am Buchstaben,
rend doch von Gott Glaube und Freiheit kopulirt sei. Man
me trotz aller Ehrerbietung vor der Schrift zu keinem Auf-
in das göttliche Lieben, der Inhalt der Schrift werde
ftig und schwächlich aufgefaßt und angeeignet. Auch auf
aus der Versammlung erhobne Frage, was denn nun von
Inspiration zu halten sei, gab Professor Schlatter eine sehr
ig orthodoxe Antwort, die im wesentlichen auf die Idee
„Personalinspiration" hinauslief. So stellt sich auch
latter überall (vgl. die Besprechung seines Vortrags über
ube an die Bibel, in Nr. 2 d. Jahrg., Sp. 29) höchst unbe-
gen zur Kritik und scheut sich auch nicht in concreto eine Reihe
Ergebnissen der Kritik durch sein Buch: Einleitung in die
el***) dem Kreise der Bibelverehrer näher zu bringen.

Schließlich hat auch der Altmeister Luthardt das Wort
iffen und in einem jetzt in seiner Kirchenzeitung†) veröffent-

---

*) Vgl. z. B. Cornills fesselnde Vorträge über den israelitischen
phetismus.

**) Vergl. Chronik der Christlichen Welt, 1895, Nr. 22. Der Vor-
ist inzwischen in der Christoterpe für 1896 veröffentlicht.

***) Ich nehme hier gern Gelegenheit, die ungeschickte Wendung
dieses Buch in Nr. 3, Sp. 53, Jahrg. 1895 jetzt, nachdem ich
Buch selbst kennen und schätzen gelernt habe, dahin zu erläutern,
Schlatter darin bei tiefster Pietät gegen die heilige Schrift mit
er Unbefangenheit gesicherte Ergebnisse der biblischen Kritik, wie
llenscheidung u. s. w., verwertet.

†) Evangel.-lutherische Kirchenzeitung 1895, Nr. 29—33: Unsere
llung zur Schrift.

lichten ältern Vortrage ebenfalls aufs schärfste sich gegen die Verbalinspiration erklärt. Er hält allerdings den göttlichen Ursprung der Bibel mit solcher Bestimmtheit fest, daß er den Ausdruck der alten Dogmatiker von Gott als dem Autor primarius — dem ursprünglichen Verfasser — sich aneignet, diesen Begriff aber nicht unmittelbar auf die buchstäblichen Einzelheiten, sondern auf die Schrift als Ganzes bezogen haben will. Nur der Zweckgedanke verhilft zu dem richtigen Inspirationsbegriff, für den weder die Aufstellungen der Verbal- noch der Personalinspiration genügen:

Die Kirche bedarf zu ihrer sichern Weisung und Leitung derselben Offenbarung, durch die sie geworden ist. Wie soll aber diese Offenbarung, die der Vergangenheit angehört, für sie zur Weisung werden, wenn sie nicht eine stete Gegenwart gewinnt? Die Schrift ist die Vergegenwärtigung der Vergangenheit. Die geschichtliche Offenbarung hat daher nach Gottes Willen sich niederlegen sollen und niedergelegt und eine bleibende Gegenwart für die Zukunft gewonnen in der Schrift als dem Denkmal oder der Urkunde der Offenbarungsgeschichte. Hierauf bezog sich die Inspiration, auf die Herstellung einer solchen Schrift, eines solchen Schriftganzen (a. a. O., Nr. 39, Sp. 769). Nicht bloß in der ersten Niederschrift, sondern auch in der Geschichte, die die einzelnen Schriften durchmachten, und durch die sie geeignet wurden, Bestandteile des Schriftganzen zu werden und zu sein, das das Ergebnis der ganzen Entwicklung sein sollte, besteht und vollzieht sich diese Gotteswirkung, die wir Inspiration nennen und deren Besonderheit, im Unterschied von der Inspiration des einzelnen gesprochnen Worts in der Zweckbeziehung besteht, in der das Einzelne zu dem Ganzen stehen sollte und steht (Sp. 771 f.).

Mit dieser neuen Fassung des alten Begriffs stellt sich nun Luthardt der kritischen Arbeit der Gegenwart unbefangen gegenüber und läßt sich nicht „irre machen, wenn man uns nachweist, wie es geschichtlich — sagen wir meinetwegen — menschlich bei der Entstehung der Schriften hergegangen sei." „Warten wir ab, was schließlich herauskommen wird"; nur drei Einschränkungen will er sich vorbehalten, daß man uns die heilige Geschichte als heilige Geschichte lasse, als Geschichte des werdenden Heils in Jesu Christo und nicht ins gemein Menschliche herabziehe: sodann Gesetz und Propheten, nicht umgekehrt; „denn so liegt es in der Natur der Sache und ist es durch des Herrn und Pauli Lehre gefordert"; endlich die Wahrheit des Alten Testaments nicht ein Erzeugnis naturgesetzlicher Entwicklung aus dem Naturboden heraus (Sp. 772).

Diese Zeugnisse dürften genügen, um als erwiesen festzustellen, daß die theologische Wissenschaft der Gegenwart, und zwar auch gerade die, die sich mit Ueberzeugung unter die heilige Schrift als Gottes Wort stellt, der historisch-kritischen Schriftforschung nicht nur nicht ihr prinzipielles Recht aberkennt, sondern vielmehr die kirchliche Notwendigkeit dieser Untersuchung der heiligen Schrift nach ihrer menschlichen Seite hin ausdrücklich behauptet und damit auch ganz bewußt die früher als für den Glauben unumgänglich geltende Annahme der unbedingten Fehllosigkeit der Bibel aufgiebt. Wir sahen auch, wie einer der berufensten Vertreter der gläubigen Wissenschaft, Frank, ebenso wie Kähler diese fortgeschrittene Erkenntnis nicht nur für den theologischen Betrieb selbst in Anspruch nimmt, sondern auch der gläubigen Gemeinde zumutet, nach dieser Seite mehr zu vertragen, als sie bisher gewohnt war, und der Dogmatik verbietet, hier von vornherein Grenzen zu ziehen. Hat nun diese Anschauung Aussicht, in der Gemeinde sich geltend zu machen? So schnell jedenfalls nicht, wie viele wünschen möchten. Und so lange wohl nicht, als der Apologetik in Bezug auf die Verteidigung der Autorität der heiligen Schrift noch gewisse, wie es scheint, schwer zu tilgende Erbfehler anhaften. G v R

Das Haus, unser „goldnes Erbteil"

oder

Saal, Kirche und Haus

Ein Mahnwort an alle Freunde des deutschen Hauses

Vorwort

Ich habe mit freudiger Zustimmung den nachfolgenden Vortrag gelesen. Er warnt mit Besonnenheit, mit Maß und Nachdruck vor dem Vergnügungstaumel der Zeit in allen

Ständen und vor den Auswüchsen des allmählich das Haus, die innere Vertiefung, die geistige und leibliche Gesundheit zersetzenden Vereinslebens. Die Nervosität der Zeit, oft schon der Jugend, hat zu einem guten Teile hier ihren Grund. Das sozial und innerlich Berechtigte, ja Notwendige dieses so wie jetzt in der Geschichte beispiellosen Vereinsdranges wird dabei völlig anerkannt. Aber einem großen Teile nach geht er — oft unter dem Scheine höherer Zwecke — im letzten zurück auf das besorgniserregende Wachstum der Vergnügungs- und Genußsucht. Von „schlechter Zeit“ ist da nichts zu merken. Wirtshaus, Versammlungssaal und Ball — wenn nichts Schlimmeres! — drohen mehr und mehr auch in den untern Ständen das Haus zu entleeren, das „goldne Erbteil“ des deutschen Volks. Dem sucht inmitten der Arbeiter selbst der Verfasser entgegenzutreten. Mit Recht betont er unter den vielen, mit Sorgfalt ins Auge gefaßten Gegenmitteln neben der innern, religiösen und sittlichen Erneuerung und Vertiefung, die auch sonst mehr und mehr anerkannte Notwendigkeit, durch gesündre, preiswürdigere und bessere Arbeiterwohnungen auch dem Arbeiter seine Häuslichkeit, ist sie ihm schon beschert, wieder lieb zu machen. Der Wucher und die Insolidität der sogenannten Bauunternehmer ist in jedem Betracht eine soziale Gefahr ersten Ranges. Mit Recht betont aber der Verfasser zugleich, daß, wie die Frauen überhaupt, so insbesondre die Arbeiterfrauen hier eine große und segensreiche Pflicht zu erfüllen haben. Sie, die Priesterinnen des Hauses, ob arm, ob reich, müssen dem Manne sein Haus zu einem lieben Heim zu machen suchen. Wer namentlich in traurigen Sühneterminen in die Zerrüttung der Häuser jetzt oft hat hineinschauen müssen, der weiß es allerdings, daß der schuldigere Teil meist der arbeitsunlustige, aushäusige Mann ist. Aber auch die Frau versäumt es oft, durch Reinlichkeit und liebevolle Aufmerksamkeit den Mann an sich und ihr Haus zu fesseln. Die Bedeutung und Verpflichtung der Frau für Kirche, Staat und Gesellschaft kann nie überschätzt werden. Ebenso wenig die Bedeutung der geistigen Nahrung, die täglich den Häusern unsers Volkes zugeführt wird. Der Verfasser prüft sie sorgfältig, er sucht sie zu reinigen und zu ordnen.

Es ist dieses und Aehnliches schon sonst in Wort und That angefaßt worden. Aber die unser ganzes Volk verwirrende und verflüchtigende Gefahr wächst noch fortgehend. Und hier tritt die Warnung in die Mitte der Arbeiter selber hinein, denn in einem Arbeitervereine ist der Vortrag gehalten und mit Dank aufgenommen worden. Ob er freilich jenen Kreis der Arbeiter erreicht, der in der Aushäusigkeit und in dem Wirtshausleben jetzt am meisten verwüstet und sündigt, in den Arbeiterkreis der Sozialdemokratie — das muß dahingestellt bleiben. Aber im Grunde brauchen jetzt alle Kreise den Ruf: Zurück zur Anspruchslosigkeit, zur Einfachheit und Häuslichkeit, und das ergreifende Bild der Häuslichkeit unsers Luther, mit dem der Vortrag beginnt, ist ein Vorbild, das in unsrer ruhelosen, nach außen zerfahrenden Zeit allen vor Augen gestellt werden muß. Freilich wird diese Sammlung, Ruhe und Friede, voll und geweiht nur in das Haus einziehen, das wie Luthers Haus den Friedefürsten selbst zu seinem immerwährenden Gaste erkoren hat.

Möchte der anspruchslose Vortrag an seinem kleinen Teile dazu mitwirken. In diesem Sinne habe ich mich dem Wunsche nicht entziehen wollen, ihm ein kurzes empfehlendes Wort auf seinen Weg zu geben.

Leipzig D Fricke

* * *

Des Gottesfriedens Heimat ist das Haus.
(Dräseke)

1

Das Leipziger Museum besitzt ein vortreffliches Bild, vor dem wohl schon Tausende nachdenklich standen, und wer die Beschauer beobachtet, kann immer sehen, wie ihre Züge beim Betrachten jenes Bildes immer freundlicher werden, als teile sich ihnen etwas mit von dem Frieden, der auf den Gestalten des Gemäldes ruht. Da sitzt Doktor Luther die Laute in der Hand, und Hans, die rechte Hand über der innig geliebten Schwester Lene Schulter legend, und Martin und Paulus

singen des Vaters „Vom Himmel hoch da komm ich her“ o „Mit Fried und Freud ich fahr dahin;“ und über der Gre die auf ihrem Schoße eingeschlafen, hat die Mutter die Hä gefaltet, als wollte sie Gott danken für ihres Hauses Glück i Frieden und ihn bitten, solches ihr zu schützen und zu erhal Und am Tische sitzt der Praeceptor Germaniae, als wollte von den Kleinen den innigen Kindesglauben und seine Se keit lernen. Wenn jemand einen Text zu jenem tiefempfund Gemälde Spangenbergs suchen wollte, er könnte keinen pass dern finden als die Worte Wilhelm Baurs*):

So steht der Gewaltige, der Kaiser und Reich in Staunen ge im Hausrock vor uns mit entzückender Herzlichkeit. Welch ein Ver für das deutsche Volk, für die Christenheit, wenn dieser Mann n Vater geworden wäre! Das Herzen, Küssen und Segnen der Kin das der Heiland gethan, findet sich hier ins Deutsch eines Vaters üb setzt, dem die Liebe zu den Kindern durchs innerste Gemüt geht, ob eins emporhebt und in der Kindesart etwas von Paradiesesherrlich wittert — ob er aus den Anfechtungen der Feste Koburg seinem Sö lein Hänsichen den unvergleichlichen Brief vom Paradiesesgarten schreibt ob er im vollen Ernst der Sorge für das Geraten der Kinder mächtige Wort spricht: Lieber ein toter Sohn, denn ein ungeratener ob er endlich am Sterbebett und Sarg Magdalenchens jenes Wund ding spürt: Das Kind bei Gott wissen, und doch so traurig sein! Lut am Weihnachtsfest, Luther in der Gartenfreude, das Weib an der Se die Laute in der Hand, die Kinder jubelnd umher, Melanchthon in Nähe und die andern Freunde, Muhme Lene ja nicht zu vergessen, sorgsame, demütige, stille Hausgeist — Luther auf der Hauskanzel u in der Hauskantorei — Luther mit den Freunden über der Bibel u dann im Tischgespräch: welch eine Fülle warmen, kernhaften, deut christlichen Lebens!

Als einmal Lukas Kranach ein Bild der Käthe Lut gemalt hatte und Luther das Bild sah, sprach er: „Ich n einen Mann dazu malen lassen und solche zwei Bilder g Mantua auf das Konzil schicken.“ Und wir möchten sag Wir wollten, daß jenes Bild „Luther in seiner Familie“ v tausendmal da wäre und in die deutschen Christenhäuser g schickt würde — ja mehr als das: daß, was dort auf de Bilde steht, zur Wahrheit werde in unsern Häusern! Luth in seiner Familie ist oft und in warmen Worten unserm Vo geschildert. Es sei nur an Rietschels „Luther und sein Hau erinnert, ein treffliches Schriftchen, das nicht genug verbrei werden kann! Und sicher hat Beyschlag in seinem auf V anlassung des Berliner Magistrats am Lutherfest in Berlin g haltenen Vortrag recht, wenn er schließt:

Wenn trotz aller unsaubern Geister, die leider Gottes an dem si lichen Ehrenkleide unsers deutschen Volkes zerren, dem Deutschen se Ehe noch kein Freibrief der Ungebundenheit, sein Kindersegen noch k Spielzeug oder Ballast geworden ist; wenn ihm sein Haus noch Heiligtum ist, sein Ehebund ehrlich gemeint und gehalten, seine Kind erziehung eine ernste sittliche Verantwortung; wenn unsre bevorzug Stände, seitdem sie wieder deutsch zu fühlen gelernt — man darf sagen — in ihrem häuslichen Leben im großen und ganzen ein Vorb geben, um das unsre Nachbarn zur Rechten und zur Linken uns neiden können; wenn auch in Kreisen, die am Glauben irre geword und mit der Kirche zerfallen sind, dieser deutsche sittliche Ernst des häu lichen Lebens, das Gefühl heiliger Lebensaufgaben, die Schule he bewegenden häuslichen Leides immer wieder zu den Quellen ewig Trostes und der Kraft aus der Höhe zurückruft: es ist Luthe goldnes Erbteil, das unser Volk in diesem ihm eignen sittlichen Geprä seiner Häuslichkeit genießt. Meine Freunde, lasset uns halten an diese goldnen Erbteil; lasset uns halten an dem Ewigkeitsgrunde, aus d dies Erbteil stammt, an unserm evangelischen Glauben!

Wie steht es heutzutage mit diesem „goldnen Erbteil“ Gewiß kein äußerer Glanz, nicht Marmorstufen und Spieg scheiben, nicht der reichliche Besitz an irdischem Gut, nicht e mit allem Luxus der Neuzeit ausgestattetes Heim ist die B dingung für die Erhaltung und Entfaltung des „goldnen Er teils“: aber wo keine Häuslichkeit im vollen Sinne dieses e deutschen Wortes da ist, wo kärgliche, aufs dürftigste ausgestatte vielleicht auch sonnenlose und ungesunde Räume noch m Fremden geteilt werden müssen, da ist für jenes „goldne Er teil“ kein Platz. Es wird sicher noch viel zu wenig erkannt — denn sonst würde man mehr Thaten sehen**) —, daß, wer der „Lösung der sozialen Frage“ mit arbeiten, wer das physis

*) Das deutsche evangelische Pfarrhaus, 3. Aufl. 1884, S. 71

**) Daß mancherlei bereits geschieht, muß anerkannt werden (v z. B. die Jahresberichte der königlich sächsischen Gewerbeinspektoren f 1892 S. 24, 51, 110, 167, 180, 224 — für 1893 S. 17, 44, 93, 1 122, 192, 205, 224, 244). Freilich genug ist das noch nicht!

moralische Elend unsers Volkes lindern helfen, wer die vielen en Schäden und Wunden an unserm Volkskörper heilen will, , wenn nicht überhaupt in erster Linie die Hebel bei der hnungsfrage ansetzen muß. Viele in den sogenannten höhern nden wissen es gar nicht und glauben es nicht, in welchen ohnungen" unser Volk zum Teil „haust." Der Arzt und Geistliche, die nicht nur die breiten Stufen des hellen derhauses, sondern auch die steile, schmale Holzstiege des terhauses im düstern, feuchten Hofe kennen, die wissen es. rden dem Volke bessere, physisch und moralisch gesündre hnungen beschafft, so wird es auch der Kirche gelingen, den en Hausgeist hineinzuleiten — und das „goldne Erbteil" d auch dort bewahrt bleiben. Auch des schlichten Arbeiters eidne Wohnung soll eine Stätte der Zufriedenheit und ten Familienglückes, eine „Heimat des Gottesfriedens" sein. h von ihr solls gelten und in ihr sich bewahrheiten, was deutsche Dichter vom Hause singt:

Mag der Stolz nach eitler Ehre haschen,
Geiz der Schätze Sklav und Hüter sein,
Wollust von verbotnen Früchten naschen,
Ach, ihr Glück ist nur ein leerer Schein!
Nur ein Glück, nur eines giebts hienieden,
Fast für diese Welt zu gut und groß;
Häuslichkeit! in deines Glückes Frieden
Liegt allein der Menschheit großes Los!

Aber andre Gefahren noch bedrohen das „goldne Erbteil."

G B

Johanna Ambrosius

1

Im Jahre 1761 tauchte am litterarischen Horizonte von lin eine merkwürdige Erscheinung auf. Die Volksdichterin e Karsch zeigte sich in den Salons der Hauptstadt. Kummer- e Tage lagen hinter ihr; trüb war ihre Jugend gewesen, er noch ihr eheliches Zusammenleben, zuerst mit einem Geiz- , dann mit einem Trunkenbolde. Aber gerade der Roman s Lebens machte sie interessant. Bald überhäufte man sie Gunstbezeugungen und Schmeicheleien. Es wurde Mode, zu litterarischen Soireen einzuladen und ihre Improvisationen bewundern. Gleim begrüßte sie als „deutsche Sappho." noch ist ihr Dichterruhm nicht von Dauer gewesen. Ihre sien sind längst der Vergessenheit anheimgefallen, und zwar Recht; bei aller natürlichen Begabung ist die gefeierte ksdichterin des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu einem ver- en und abgeklärten poetischen Schaffen hindurchgedrungen.

Ist ein ähnliches Urteil vielleicht auch über die Dichterin fällen, die in der Gegenwart plötzlich Mode geworden ist? einiger Zeit wetteifern fast alle Tagesblätter und Zeit- iften, den Ruhm der Johanna Ambrosius zu verkünden. e Gedichte*) sind kurz vor Weihnachten 1894 in erster Auf- erschienen; heute dürfte die fünfzehnte bereits überschritten . Was hat diesen glänzenden Erfolg verursacht?

Auch die neuentdeckte „deutsche Sappho" erweckt durch die enart ihres Lebensganges unmittelbares Interesse. Professor rattenthal macht über ihre Herkunft und Entwicklung folgende teilungen:

Johanna Voigt, geb. Ambrosius, erblickte am 3. August 1854 zu gwethen, einem Kirchdorfe im Kreise Ragnit in Ostpreußen, als tes Kind eines armen Handwerkers das Licht der Welt. Sie durfte rlich nur die kleine Dorfschule und zwar nur bis zu ihrem elften nsjahre besuchen, von da an kannte sie lange Zeit hindurch nichts schwere Arbeit.

Mit zwanzig Jahren vermählte sich Johanna einem Bauern- . So lebte sie in den elendesten Hütten und nur im Verkehr mit Volke.

Zwei Kinder, Marie, jetzt neunzehn, und Erich, jetzt sechzehn re alt, wurden ihr geschenkt und mehrten die Sorgen. Durch ein es Erbteil jedoch ward es den Eheleuten möglich, sich ein Häuschen ein Stück Feld in Groß-Wersmeninken anzukaufen. Aber die junge u sah ihre Hoffnungen nicht erfüllt. Körperliche und seelische Leiden ten sich ein . . . .

Ihre Lektüre bildete vom dreizehnten bis zwanzigsten Lebensjahre

*) Gedichte von Johanna Ambrosius. Herausgegeben von Karl rattenthal. Königsberg i. Pr., Ferd. Beyer. Geb. 4 Mk.

die Gartenlaube und einzelne Bücher, die ihr durch ihre Schwester Martha zugeführt wurden; dann blieb sie zwölf Jahre ohne jede geistige Anregung. Karl Stielers und Fritz Reuters Poesien hat sie erst in diesen Jahren gelesen.

Von der äußern Erscheinung der Dichterin berichtet eine ostpreußische Dame, die im Herbst 1894 in Groß-Wersmeninken einen Besuch gemacht hat:

Ueber die Schwelle trat eine hagere, kränkliche, dürftige Frau . . . ärmlich gekleidet, ärmlich wie die ärmste Arbeiterfrau auf dem Lande. Ein einfacher Rock, eine Jacke und ein dunkles Tuch, um den Kopf gebunden, trugen sicher nicht dazu bei, mehr in ihr zu vermuten, als bei andern ähnlichen Erscheinungen.

Wenn sich in so armseliger Hülle auch nur mittelmäßige Poesie entfaltet hätte, wäre das immerhin schon voller menschlicher Teilnahme wert. Allein Johanna Ambrosius verdient mehr als eine halb mitleidige Anerkennung. Ihre Gedichtsammlung enthält nicht poetischen Flitter, der besondrer Theaterbeleuchtung bedarf, um zur Geltung zu kommen, wir finden in ihr vielmehr echte Poesie. Warmes, persönliches Leben pulsirt in den Liedern der ostpreußischen Bäuerin. Man empfängt nicht den fatalen Eindruck der Halbbildung mit ihrer Schminke; nicht künstlich Anempfundnes und phrasenhaft Emporgeschraubtes wird geboten, sondern Selbsterlebtes, Selbstgeschautes. Das Leid des eignen Lebens ist zum Liede geworden.

Bei aller Freiheit und Frische der Bewegung fehlt dem Kinde des Volkes feines Formengefühl durchaus nicht. Es ist staunenswert, bis zu welcher Vollendung des Ausdrucks es die schlichte Handwerkerstochter gebracht hat. Man stößt fast nie auf Wendungen, die irgendwelche dörfliche Unbeholfenheit der Sprache verraten. Glatt und leicht fließen die Verse dahin.

Und neben der Feinheit der Form, welche Zartheit und Tiefe der Empfindung! Wir schauen hinein in ein reiches und edles Geistesleben, in eine Frauenseele, die wohl auch von sich sagen darf:

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

Versuchen wirs, das geistige Porträt der Johanna, wie es die Gedichte wiederspiegeln, mit einigen Strichen nachzuzeichnen.

2

Schwere Stürme haben das Herz der Dichterin durchbraust. Ihre reichbegabte, zartorganisirte Natur hat unter den engen, mühevollen Lebensverhältnissen hart gelitten. Ungestümes Sehnen ist in ihr zu Zeiten mit elementarer Gewalt rege geworden. Hinaus, hinaus aus der bedrückenden Atmosphäre! hat es in ihr gerufen. Wie eine verzehrende Flamme hat die Leidenschaft sie ergriffen. Davon legt manches Lied erschütternd Zeugnis ab. In der Dämmerstunde sitzt Johanna am Kamin; sinnend schaut sie in die Glut hinein, da ist ihrs, als entstiegen dem Flammenmunde dämonische Frauengestalten.

Die Locken — schillernde Schlangen —
Züngeln herüber zu mir,
Sie hauchen auf meine Wangen
Erloschne Jugendzier.

Und höher strecken im Glanze
Die Arme sie auf in die Nacht,
Im wilden dämonischen Tanze
Im Busen die Lust erwacht.

Unter versengenden Küssen,
Des Tanzes wildjagendem Lauf,
Der Sehnsucht nie stillendem Grüßen —
Zehren sie selber sich auf.

Ich lege den Kopf in die Hände
Und starr in den schwarzen Kamin. —
Ach, könnten die tobenden Brände
Im Herzen so schnell verglühn!

Oft mag der phantasiereiche Geist erwartungsvoll in die Zukunft geschaut haben, ob nicht ein befreiendes Ereignis die Ketten löse. Aber ein Jahr nach dem andern ist dahingegangen, ohne daß das erträumte Glück sich eingestellt hat. Dafür sind neue Kämpfe, neue Leiden genaht. Da will die Kraft erlahmen. Das Gefühl bittrer Enttäuschung bricht sich Bahn:

Mir zog das Glück vorüber
Mit seiner vollen Fracht,
Ich sah sie weithin schimmern,
Die märchenhafte Pracht.

Der Fuhrmann wollte halten,
Mein Herze klopfte schwer,
Schon reckt ich aus die Hände,
Da war die Stelle leer.

Ich sah ihn in der Ferne
Hinjagen wie der Wind; —
Nun sitze ich am Wege
Und weine mich fast blind.

Doch so schmerzlich auch das zarte Herz der Dichterin zuweilen unter den rauhen Griffen des Schicksals zusammenzuckt, sie bleibt doch im schweren Kampfe Siegerin. Tapfer harrt sie aus. Sie kann sprechen:

Als Kind hab ich wohl nie gezählt
Zu den recht guten,
Ich peitschte gern die klare Flut
Mit scharfen Ruten.

Je tiefer dann das Element
Ward jäh durchschnitten,
Je heller aus der Kindesbrust
Die Jubel glitten.

Nun peitscht und schlägt mich immerzu
Das harte Leben,
Soll es vielleicht in der Natur
Vergeltung geben?

Mag sein; nur Eines laß ich mir
Nicht nehmen:
Still halt ich aus, es soll die Flut
Mich nicht beschämen.

Und woher nimmt sie die Kraft zu heldenmütiger Standhaftigkeit? Darüber läßt sie keinen Zweifel:

Der Frieden kommt — nun keine Not —
Von meinem Gott.

Gesunde Frömmigkeit ist ein Grundelement im Innenleben der Johanna Ambrosius. „Von meinem Glauben," schreibt sie, „laß ich nicht; man kann mich zerschlagen, aber nicht zerbrechen." Deutlich tritt es hervor, daß ihr die Rede von Gott und dem Heiland nicht konventioneller poetischer Zierat ist, sondern innerstes Herzensbedürfnis. Sie hat nicht nur christliche Wahrheiten gelernt, sie lebt auch in ihnen. Innig und zart, ohne aufdringlich zu werden, zieht sich die fromme Stimmung durch die ganze Gedichtsammlung hindurch. Viele Lieder erhalten ungesucht und darum um so eindrucksvoller eine religiöse Schlußwendung.

Diese religiös-sittliche Gesinnung hat verhindert, daß in der hart bedrängten Frau die Schwermut zur Alleinherrschaft kam. Bei allem tiefen Aufseufzen ergiebt sie sich doch keinem unfruchtbaren Weltschmerz. In das stürmische, sehnsuchtsvoll in die Weite schweifende Herz läßt sie keine dauernde Verbitterung einziehen. Nach düstern Augenblicken gewinnt sie immer wieder eine zufriedne, freudige Haltung. Mit sonnigem Blick schaut sie dann in ihre enge und ärmliche Umgebung hinein; Strahlen der Verklärung fallen auch auf das Unscheinbarste und Geringste; ihr Dichterauge erblickt in dem Kleinen das Große. Im Gefühl, bei aller Armut reich zu sein, kann sie mit froher Zuversicht aus ihrem engbegrenzten Dasein heraus in die Welt hineinrufen:

Zu einem Stern am Himmelszelt
Richt deiner Seele Flug,
Dann hast du auf der weiten Welt,
Mein Kind, des Glücks genug.

Der schmerzliche Seufzer: „Wie klein und ärmlich ist doch meine Welt!" verwandelt sich in das dankbare Bekenntnis: „Wie groß und herrlich ist doch meine Welt!"

Die bescheidne Umgebung des Heimatortes hat in der empfänglichen Seele der Johanna fruchtbar den Natursinn zu erwecken vermocht. Mitahnend, mitfühlend versenkt sie sich in die wunderbare Herrlichkeit, die die Jahreszeiten in beständigem Wechsel vor ihr entfalten. Himmel und Erde, Nacht und Morgen, Blumen und Bäume sind für sie nicht tot, überall spürt sie den Zauberhauch eines geheimnisvollen Lebens und Webens.

Und wie die Natur, so erhält auch das menschliche Dasein im stillen, kleinen Dorfe seinen besondern Reiz. Wo der stumpfe Alltagssinn nur Eintönigkeit, nur gähnende Langweile sieht, da spielen sich vor dem Seherblick der Dichterin denkwürdige Begebenheiten und erschütternde Tragödien ab. Auch unter den

Strohdächern des weltabgeschiednen Ortes wird gerungen un gestrebt, gelitten und geliebt. Ueberraschend zarte Töne, wi man sie vom Dorfe her nicht zu hören erwartet, schlägt Johann Ambrosius in der Liebeslyrik an. Sie besitzt nicht die spröd fast herbe Natur einer Annette von Droste-Hülshoff. Der Lieb Lust und Leid findet in ihren Liedern einen reichen, volle Wiederhall.

Aber auch die Verherrlichung der Muttertreue fehlt nich Ein Sohn kehrt aus der Fremde in die Heimat zurück; er ha draußen im wilden Gewoge des Lebens Schiffbruch gelitten, d sucht er Zuflucht am Mutterherzen. Er bittet:

Nun, Mütterchen, singe, sing mich in Schlaf,
Heil meinen zerrissenen Glauben.
Sie nahmen mir alles; nur deine Lieb,
Die konnte die Welt mir nicht rauben!

Eine treue Mutter ist die Dichterin selbst. Mit zärtlicher Lieb hängt sie an ihren beiden Kindern. Mit großer Erwartung blickt sie hin auf ihren Sohn.

Mein Jung, mein Bub, möchtst du erringen,
Was deiner Mutter ist versagt;
Dich auf zum Bergesgipfel schwingen,
Wo sich der kühne Aar nur wagt.

Doch nicht nur ins eigne Herz und Heim läßt uns Johanna schauen; auch in den weitern Kreis ihrer ländlichen Umgebung führt sie uns hinein. Wir thun tiefe Blicke in das Denken und Empfinden des Volkes. Für Licht- wie für Schattenseiten werden uns die Augen geöffnet. Manche Gedichte sind wertvolle Beiträge zur Beurteilung der sozialen Verhältnisse auf dem Lande.

Da sehen wir ein älteres Mädchen über die Dorfstraße schreiten, zu helfen stets bereit, und doch wenig geachtet.

Da geht sie hin, verspottet und verlacht,
Die noch am Krankenbett die Nacht durchwacht,
Und jeder höhnt, der flüchtig ihr begegnet;
Der ist ihr Glücksfeld auch einmal verregnet!

Einst warst du jung, ein schlankes Vögelein,
Sangst jubelnd in den schönen Tag hinein,
Den Frühling hat die Armut bald genommen,
Du weißt es kaum, so schnell ist es gekommen....

Getrübt ist nun der einst so weiche Blick,
Du siehst nicht vorwärts mehr, auch nicht zurück,
Nur, ob zur Seite etwas liegt in Nöten,
Da treibts dein edles Herze nah zu treten....

So geh nur hin, du vielgeschmähtes Weib,
Mit schöner Seele im verfallnen Leib,
Aus bittrem Schmerz und unverdientem Hohne
Erblüht dir einst die schönste Myrtenkrone.

Beim Lesen dieses Liedes kommen mir unwillkürlich Worte in den Sinn, die Frau Gnauck dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Erfurt zurief:

Wie oft vergeht die Jugend, ohne daß die erwartete Heirat zustande kommt. Junger Nachwuchs erscheint, und damit tritt in der Gesellschaft eine Entwertung des alternden Mädchens ein, die um so kränkender wird, je reifer der innere Mensch geworden ist.

Eine schwere Anklage; aber leider ist sie nur zu berechtigt.

Ein andres Bild von sozialer Bedeutung hat Johanna Ambrosius in der Gestalt einer Magd gezeichnet, die verhöhnt wird, weil sie ihres verstorbnen Liebsten wegen ärmliche Trauerkleidung angelegt hat.

Sie lachen mich aus, weil ich, eine Magd,
Um den Liebsten mein Trauer trage,
Daß ich des Nachts, wenn keiner mich braucht,
Seinen Tod, den jähen, beklage.

Mein zusammengeflicktes, schwarzes Kleid
Giebt Anlaß zu heiteren Scherzen;
Was kümmert mich der äußere Tand,
Ich traure ja mit dem Herzen.

Sie schelten meine bebende Hand,
Weil sie nicht wie sonst so geschwinde —
Ach, wüßten sie, wie die Fremde thut
Dem armen verlassenen Kinde!

Sie heben ihr Hündchen sich auf den Schoß
Und fragen, was ihm wohl fehle,
Und lachen doch fort aus meiner Brust
Die von Gott geschaffene Seele.

Der schmerzliche Aufschrei eines armen, in den Staub getretnen enschenkindes hallt uns hier entgegen; ein Aufschrei, wie er ht selten aus dem verwundeten Herzen einfacher Leute dringen g, wenn über ihre Gefühle mit grausamem Lächeln hinwegschritten wird.

Aber nicht nur das Leid der armen Magd, auch das ge- ime Weh der wohlhabenden Bauernfrau kennt unsre Dichterin. ie kluge Mutter hat der hübschen Tochter zugeredet:

Nimm, Tochter, nimm den reichen Mann,
Du bist versorgt fürs Leben dann,
Und brauchst nicht mehr zu darben.

Zwei Kleider hat er auch gebracht
Und diesen Hut, ists nicht ne Pracht,
Wie schön wird er dir lassen.

d die Tochter hat sich überreden lassen; durch den äußeren anz geblendet, hat sie dem reichen Bewerber ohne jede innere neigung die Hand gegeben. Scheinbar ist ihr großes Glück den Schoß gefallen; nie kommt vor andern Menschen eine age über ihre Lippen. Aber im Stillen regt sich doch zu- ilen ein unheimliches Gefühl, ein Gefühl der Leere; das Be- ßtsein erwacht: Du hast dich verkaufen, elend verkaufen lassen.

Nur wenn sie öffnet ihren Schrank,
Tönt durch das Zimmer schrill ein Klang
Wie von zerrißner Saite:
Zwei Kleider und ein bunter Hut,
Dafür war ich der Mutter gut;
Wie wohlfeil sind doch Bräute!

Das tragische Gegenstück zu der verkauften Seele, die um- ben von Glanz tiefunglücklich ist, zeigt uns ein andres Ge- ht, in dem ein blutarmer junger Mann spricht:

Ach Mariechen, süßes Mariechen mein,
Ach könntest du doch mein eigen sein!
Wohl sind wir beide bettelarm,
Doch Arm zu Arm, das hält sich warm.

ld ist die Hochzeit; der Bräutigam feiert sie im geborgten ck; doch

Was fragen sie beide nach Acker und Pflug,
Sie haben sich nun, und das ist genug.

lein der schöne Traum vom Glück zerrinnt in kurzer Zeit e ein Nebelbild; ins traute Heim schleicht ein finstres Gespenst ; die alte Hexe Sorge erscheint.

Sie schaut mit giftigen Augen umher,
Ob nicht was entzwei zu reißen wär.

e Verzweiflung treibt den Mann ins Wirtshaus; taumelnd rt er spät in der Nacht zurück; das fleißige Mariechen sitzt h bei der Arbeit und schaut ihn mit vorwurfsvollem Blick ; da erhebt der Trunkne die Hand.

Der Schlag traf gut, nun noch ein Hieb —
Ade, du Glück, gebaut auf Lieb . . .
Was wimmert so schmerzlich im Sternenschein?
Ach Mariechen, süßes Mariechen mein! —

3

So weiß Johanna Ambrosius ihr eignes Empfinden und s Leben ihrer Heimat poetisch zu gestalten. Ein sympathisches tlitz leuchtet uns aus ihren Liedern entgegen. Wird sie sich se edle Physiognomie bewahren? Wird der Beifall, der ihr t überreich entgegenrauscht, nicht verwirrend auf ihren Geist wirken? Wir dürfen hoffen, daß die tapfere Frau, die mit lfe ihres gesunden Gottvertrauens in trüben Zeiten Siegerin blieben ist, auch durch die verführerischen Tage des Glückes d der Gunst den rechten Weg finden wird. Ein Gedicht vom . Februar dieses Jahres läßt das Beste erwarten. Auf eine renvolle Huldigung hat sie geantwortet:

Wie bald, wie bald werd ich vergessen sein!
Wie schnell verrauchen doch die Weihrauchdüfte,
Wie schnell verdorrt das schönste Lorbeerblatt,
Und keiner fragt mehr, wie und wo es herkam.
Dann ist es gut. — Ich gehe wieder einsam
Der Tagesarbeit nach . . .
Lausch auf der Lerchen süße Morgenlieder
Und schüttle mir den Tau vom Saum des Rockes;
Blick durstig in des Waldes grüne Wolken
Und trinke Einsamkeit und Stille wieder. . . .
Kein Seufzer wird entschwundner Zeit nachschweben,
Nach jener Zeit, wo man mich hoch erhoben. . . .

Je mehr sich die Dichterin diesen Sinn bewahren wird, um so liebenswerter wird ihre Gestalt in der Geschichte der deutschen Litteratur dastehen, um so weniger wird sie im Dunkel der Vergessenheit verschwinden.

Zum Schluß noch zwei zeitgemäße Erwägungen. — Moderne Litterarhistoriker lieben es, alle geistigen Erzeugnisse möglichst ohne Rest aus dem Milieu, aus der jeweiligen Kultur- und Lebensatmosphäre zu erklären. Jeder bedeutende Mensch wird in seine Elemente aufgelöst und als Produkt seiner Umgebung hingestellt. Solchen wissenschaftlichen Zerlegungs- und Ableitungsversuchen setzt die ostpreußische Dichterin einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Es mag immerhin gelingen, im Einzelnen Anklänge an berühmte Muster nachzuweisen und dieses oder jenes Bildungselement als bedeutsam für den Entwicklungsgang der Handwerkerstochter ausfindig zu machen, im ganzen ist und bleibt Johanna Ambrosius ein lebendiger Beweis dafür, daß es noch unberechenbare Geistesgrößen giebt, Persönlichkeiten von ureigner Art, deren innerstes Wesen sich niemals vermöge eines Additions- oder Multiplikationsexempels begreifen läßt. Man berechne und kombinire, soviel man kann, aber man vergesse dabei nicht, daß allem menschlichen Messen und Wägen Schranken gezogen sind. Das Heiligtum der Persönlichkeit will mit einer gewissen Zurückhaltung, ja mit ehrfurchtsvoller Scheu betreten sein. Besonders muß auch dem Wunder des schöpferischen Geistes bei jeder Geschichtsbetrachtung sein Recht gewahrt bleiben.

Neben diesem prinzipiellen Gesichtspunkte legt das Auftauchen der Johanna Ambrosius auch noch einen mehr praktischen, pädagogischen Gedanken nahe. — Mit geringen Mitteln fern von den Pflegestätten der Kunst und Wissenschaft hat sich die ostpreußische Bäuerin zu einer nicht unbedeutenden geistigen Höhe erhoben; ohne viel Geld ist sie reich, ohne den Ballast des schulmäßigen Wissens wahrhaft gebildet geworden. Wer darf sich des gleichen Reichtums, derselben Höhe der Bildung rühmen? Mancher Stadtbewohner ist gewiß dem Landkinde an Schliff wie an Wissen weit überlegen. Aber ob er darum das Leben besser und tiefer zu erfassen versteht? Das Raffinement der Lebensführung bedingt nicht das Lebensglück; auf gesellschaftlicher Gewandtheit und einer Art Konversationslexikonswissen beruht nicht die echte Bildung. Wer diese erwerben will, muß wie Johanna Ambrosius mehr in die Tiefe als in die Weite dringen; anstatt Bildungs- und Genußmittel endlos anzuhäufen muß er das unmittelbar Gegebne frisch erfassen und energisch verarbeiten. Dem kultivirten Menschen der Gegenwart fehlt leicht die notwendige Geschlossenheit und Einfachheit und infolge davon die elementare Lebenskraft. Ueber allen Vorbereitungen zum Leben kommt er gar nicht zum Leben selbst. Vielgeschäftig bewegt er sich auf der Peripherie, und dabei vergißt er zum Zentrum des Daseins hindurchzudringen. Während er in öden Nichtigkeiten die Zeit verbringt, geht er mit blasirtem Sinn an dem Größten und Herrlichsten vorüber. Solchen Décadencemenschen, solchen überlasteten, überhasteten und übersättigten Naturen stellt sich das Kind des Volkes mit seiner Einfachheit und Gesundheit, mit seinem tiefen Sinn und offnen Auge für das wahrhaft Große und Schöne aufrüttelnd in den Weg. Jedem allzu anspruchsvollen, zerfahrnen und unzufriednen Geiste ruft Johanna Ambrosius zu:

Zu einem Stern am Himmelszelt
Richt deiner Seele Flug,
So hast du auf der weiten Welt,
Mein Kind, des Glücks genug.

Bithorn

Verschiedenes

(Zu dem Artikel der Konservativen Korrespondenz) uns eingehend zu äußern, wie wir in voriger Nummer in Aussicht stellten, ist weniger Ursache, als wir zunächst annahmen. Der Artikel rührt nicht vom Parteivorstande her und wird keineswegs von allen Mitgliedern der Parteileitung vertreten. Man kann also zunächst abwarten, wie die Nächstbeteiligten innerhalb der konservativen Partei selbst sich zu dem Artikel stellen. Die Konservative Korrespondenz hält ja alles aufrecht, sogar von den häßlichen Verdächtigungen der persönlichen Motive, aus denen Naumann und Genossen handeln, nimmt sie nichts zurück. Dawider ist indessen doch schon Protest aus dem eignen Lager laut geworden. Umso peinlicher berührt die charakterlose Haltung einer sich liberal nennenden Presse aus dem gegebnen Anlaß. Wir nennen

nur die Nationalzeitung. Unterstützt durch eine Unkenntnis der Geschichte, Dinge und Personen, die wir nicht einmal als geheuchelt ansehen können, übertrumpft sie noch wo möglich die Konservative Korrespondenz im Zorn gegen die sozialen Pastoren, und legt eine bisher wenig hervorgetretne Sorge für Beruf, Würde und Wirksamkeit der Kirche an den Tag. Für das Illiberale des konservativen Bannspruchs kein Ton des Tadels! Pilatus und Herodes sind wieder einmal Freunde geworden. — Im übrigen ist die Lage ernst genug. Schließlich handelt es sich um ganz andre Instanzen als konservative und nationalliberale Parteiorgane. Wir möchten, ehe wir ein ausführliches Wort dazu sagen, noch ein wenig zusehen, wie die Dinge sich entwickeln. Jeder Tag kann Neues bringen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 45 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Bekanntmachung

Zum 1. April 1896 ist an der hiesigen Heiligengeistkirche die Stelle des zweiten Geistlichen durch uns zu besetzen. Das Stelleneinkommen beträgt neben freier Wohnung 3600 Mark. Bevorzugt wird ein im geistlichen Amte erfahrener Mann. Die Gesuche sind bis zum 20. November d. J. an uns einzureichen.

Potsdam, den 25. Oktober 1895 **Der Magistrat**

Totenfestpredigt

(von Prediger Dr. Kind-Berlin)

geeignet zur Verteilung auf Kirchhöfen, beim Ausgang der Gottesdienste, in Krankenhäusern, Gefängnissen u. s. w.

Partiepreis 1 Pfennig das Stück portofrei

bei Abnahme von mindestens 10 Stück. Einzelpreis 3 Pfg. nebst Porto.

J. Hörning in **Heidelberg** (Versandstelle der Kirche)

Theologisches Antiquariat

Kataloge kostenfrei

Ankauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken

Hugo Rothers theol. Buchh. (**Martin Warneck**), **Berlin** W 9, **Linkstr. 4**

Die Hilfe

Zu beziehen für 50 Pfge. vierteljährlich durch Agenten, die von der Expedition: Frankfurt a. M., Obermainstraße 2, noch überall gesucht werden, oder durch die Post, Postzeitungs-Nr. **3175**, für 1 Mk. vierteljährlich. Probenummern kostenlos.

Nr. 45: Die Allmacht Gottes — Wochenschau — Unsre Organisation — Ein Wort zur Gewerkschaftsbewegung — Eine Frühlingswanderung zu Kingsleys Grabe. II — Die goldene Feder (Fortf.) — Mutterliebe (Gedicht) — Allerlei: Ein Brief vom Reichstagsabgeordneten Professor Hüpeden; Zur Gewerkvereinsfrage; Der nächste Evangelisch-soziale Kongreß; Herbst — Diskussionsstunde — Briefkasten — Anzeigen.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Beck, Prof. D. J. T. **Erklärung der Briefe Petri.** Hrsg. von J. Lindenmeyer. 4,20 Mk., geb. 5 Mk.

Gerok, K., Von Jerusalem nach Rom. **Die Apostelgeschichte** in Bibelstunden ausgelegt. 2 Bände. 3. Auflage. 6 Mk., einfach geb. 7 Mk., eleg. geb. 8,40 Mk.

Handbuch der evangelischen Dogmatik für Studirende der Theologie. 3 Mk., geb. 3,60 Mk.

Schneider, P. P., **Text und kurze Erklärung des Römerbriefes.** 1,50 Mk., geb. 2 Mk. (Besonders für Studirende der Theologie.)

Löhe, W., **David und Salomo.** Betrachtungen. Hrsg. von Miss.-Insp. J. Deinzer. 1,60 Mk., geb. 2 Mk. (Bisher ungedruckte Vorträge.)

Warneck, D. G., **Missionsstunden.** I. Bd.: Die Mission im Lichte der Bibel. 4. verm. Aufl. 4,20 Mk., geb. 5,20 Mk. (Preis des II. Bds.: Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. 1. Abtl.: Afrika u. d. Südsee. 3. Aufl. 5 Mk., geb. 6 Mk.; 2. Abtl.: Asien u. Amerika. 2. Aufl. 4,20 Mk., geb. 5,20 Mk.)

Neu! **Patent-Zithern** (neu verbessert). Thatsächl. von Jed. in 1 Stunde nach d. vorzügl. Schule → **ohne Lehrer und ohne Notenkenntnisse** ← erlernb. Größe 56 × 36 cm, 22 Saiten, **hochf. u. haltbar gearbeitet, Ton wundervoll. (Prachtinstr.)** Prs. nur Mk. 6,— m. Schule u. allem Zubehör. Umtausch gestattet. Garantieschein wird beigefügt.
O. C. F. Miether
Hannov. Harmonika- u. Musikinstr.-Fabr. in **Hannover II**, Steinthorfeldstr. 19.
NB. Allen werten Bestellern gebe noch 1 kl. Musikinstr. **umsonst**, nur damit Sie sich von d. Güte u. Preiswürdigk. meiner Fabrikate überzeugen sollen. D. O.

Die **Freude** der **Hausfrau!**
Ich versende als Spe-cialität meine
Schl. Gebirgshalbleinen
74 cm breit für 13 M.,
80 cm breit für 14 M.,
meine
Schl. Gebirgsreinleinen
76 cm breit für 16 M.,
82 cm breit für 17 M.,
das Schock 33⅓ Meter
bis zu den feinst. Qual.
Spec. Musterbuch von sämmtlich. Leinen-Artikeln, wie Bettzüchen, Inlette, Drell, Hand- u. Taschentücher, Tischtüch., Satin, Wallis, Piqué-Barchend etc etc. franco.
J. GRUBER, Ober-Glogau i. Schl.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** **Nr. 162.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzi

Soeben ist erschienen:
Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kun
Gesammelte Aufsätze
von
Julius Meyer
Brosch. 5 Mk., in Halbfr. 7,50 M

Empfehlenswerte Weihnachtsgeschenke

Charles Kingsley's Gedichte

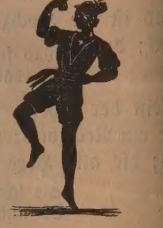
übersetzt von **Pauline Spangenberg**

Preis elegant gebunden 4 Mk.

Diese Sammlung der hochbedeutenden Lieder des in Deutschland heimatberechtigten englischen Dichters bilden eine schöne Ergänzung seiner größern, bereits früher bei uns eingeführten Werke. Die Uebertragung der Lieder in deutsche Sprache durch die wohlberühmte Kingsley-Uebersetzerin Pauline Spangenberg ist als mustergiltig allseitig anerkannt worden. Allen Freunden des Dichters wird dieses Buch als wertvolle Weihnachtsgabe willkommen sein.

Italiens Volk

geschildert
von einem Deutschen
auch unter dem Titel:
Unsere Bundesgenossen und -Genossinnen in Italien
Preis 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.
Ein vorzügliches Festgeschenk.
Wer über Italien und seine Bewohner die Wahrheit hören will, der lese dieses fesselnd geschriebene Buch.



Der praktische Blumenfreund

Ein Lexikon der Zierpflanzen, ihre Anzucht u. Pflege im Sommer u. Winter

Anweisung zur Behandlung von über 200 Pflanzengattungen, Angabe ihrer gemeinsamen und besondern Bedürfnisse in Bezug auf Temperatur, Standort, Begießen, Erdart, Beschaffenheit der Blumentöpfe, Umpflanzen und Versetzen der Pflanzen, Pflanzennährmittel, Schneiden, Aufbinden, Schädliche Insekten, Vermehrung der Topfgewächse, Treiben der Blütenpflanzen, Anwendung der zur Aufstellung von Gewächsen dienenden Geräte, Verwendung in Terrarien und Aquarien.

Mit Abbild. im Text und 8 kolorirten lithograph. Tafeln

von

Eduard Michel, Königl. Garteninspekt. in der Karlsaue bei Kassel und **H. Schlitzberger**, Lehrer (Verfasser des Pilzbuches) in Kassel

Preis elegant gebunden 2,60 Mk. Elegant broschirt 2 Mk.

Besondere Berücksichtigung haben in diesem Werk die Anweisungen zum Ueberwintern der einzelnen Pflanzenarten gefunden, es eignet sich daher gerade zum Weihnachtsgeschenk hervorragend.

Verlag von Th. G. Fisher & Co. in Kassel (Hessen)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ein Erbauungsbuch für jeden Theologen!

Gustav Jensen

Pastor und Lehrer am prakt.-theol. Seminar in Christiania

Einführung in das geistliche Amt

Aus Besprechungen: Ein köstliches Büchlein — Eine Pastoraltheologie ohne theoretischen und historischen Ballast — Es findet sich wohl kaum eine Seite des geistlichen Amtes, welche in diesem Buche nicht wenigstens gestreift würde — Für jeden Geistlichen brauchbar 2c. 2c.

Preis broschirt 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Verlag von Alfred Janssen in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

☛ Hierzu eine litterarische Beilage von Reuther und Reichard, Verlagsbuchhandlung in Berlin ☚